

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 68-69 (1958)

Artikel: Biographisches Lexikon des Aargaus 1803-1957
Autor: Mittler, Otto / Boner, Georg
Kapitel: Biographien : W
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1029461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

QUELLEN: Akten im aargauischen Staatsarchiv, F Nr. 13, 1849, 109; KW Nr. 1, 1850, 13; P Nr. 2, 1850, 93; SR 1849, 35; 1851, 24, 57; Kantonsschulrat, Bezirksschule Muri 1849, 1851. – J. C. POGGENDORF (siehe Publikationen). – Prospekt des Freien Deutschen Hochstifts 1956. – Mitteilungen von Dr. F. ADLER, Marburg an der Lahn. – *Festschrift zum 50-jährigen Bestand der Bezirksschule Muri*, 1893.

Nold Halder 880

Wäffler, Heinrich, von Basel, * 24. Februar 1843 in Basel, † 16. Juli 1917 in Dietikon ZH. Turnlehrer. Wäffler besuchte die Schulen Basels und bekam schon als Schüler des humanistischen Gymnasiums, wo damals Alfred Maul als Turnlehrer wirkte, besondere Freude und Interesse am Turnen. Er übte vorerst den kaufmännischen Beruf aus, entschloß sich aber 1870, diesen aufzugeben und Turnlehrer zu werden. Bei Jenny in Basel, Turnvater Niggeler in Bern und dem inzwischen Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe gewordenen Alfred Maul erhielt er eine tüchtige Schulung. 1871 wurde er Turnlehrer in Luzern. 1877 übersiedelte Wäffler, zum Turnlehrer an den städtischen Schulen und der Aargauischen Kantonsschule gewählt, nach Aarau und blieb hier, als Turnlehrer und eifriger Förderer des Turnens unermüdlich wirkend, bis das Alter Halt gebot. 1901 trat er als Turnlehrer an der Kantonsschule, 1905 auch an den Stadtschulen (Bezirksschule und 5. Primarklasse) zurück, «weil er in Verhältnissen, welche die Vollkraft des Lebens verlangen, es als Pflicht des alternden Lehrers erachtete, rechtzeitig frischen Kräften Platz zu machen».

Wäffler, selbst ein erfolgreicher Turner und wiederholt Kampfrichter an lokalen und eidgenössischen Turnfesten, entfaltete neben dem Schuldienst auf eidgenössischem Boden eine umfassende Tätigkeit zur Förderung und Vervollkommnung des Schul- wie des Vereinsturnens. Von 1880 bis 1891 war er Mitglied des Zentralkomitees des Eidgenössischen Turnvereins, 1882 bis 1887 und 1889 bis 1891 dessen Vizepräsident und 1888, im Jahre des

eidgenössischen Turnfestes in Luzern, Zentralpräsident. Am Zustandekommen der neuen Statuten von 1887, die eine grundlegende Reorganisation des Turnvereins (Eintritt der Kantonaltturnvereine) brachten, hatte Wäffler entscheidenden Anteil. 1880 bis 1887 und 1889 bis 1891 saß er im Technischen Ausschuß, 1882 bis 1887 als Präsident, 1889 bis 1891 als Vizepräsident. Sodann gehörte er 1887 bis 1912 der eidgenössischen Turnkommission an, längere Zeit auch dem Vorstande des schweizerischen Turnlehrervereins, den er mehrere Jahre präsidierte. Insbesondere bemühte er sich um die Einführung der Turnlehrerbildungskurse (1889), von denen er manche selbst leitete. Wäffler war Hauptredaktor der *Eidgenössischen Turnschule*. 1889, zur Zeit des Wohlgemuthandels, vertrat er die Schweizer Turner mit Würde auf dem deutschen Bundeturnfest in München; seine damalige Rede fand Aufnahme in Utzingers *Deutschem Lesebuch* (Zürich 1897). Schon 1882 war ihm die Ehrenmitgliedschaft des Eidgenössischen Turnvereins verliehen worden; er besaß sie unter anderem auch im aargauischen Kantonaltturnverein. Die letzte Lebenszeit verbrachte Wäffler bei einer Tochter in Dietikon.

VERÖFFENTLICHUNG: *Die Vorturnerkurse des Schweiz. Turnvereins*, Vortrag, Bern 1882.

QUELLEN UND LITERATUR: Leichenrede von Pfarrer R. GLOOR, 1917 (Maschinenschrift). – Nekrologe in *Aargauer Nachrichten* vom 17., *Aargauer Tagblatt* vom 17./18. Juli 1917; *Schweizer Turnerzeitung* 1917, S. 99f. – *Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Eidgen. Turnvereins 1832–1907*, Zürich 1907.

Georg Boner 881

Wagner, Franz Xaver, von Laufenburg, * 28. Februar 1809 in Laufenburg, † 10. Januar 1879 in Laufenburg. Dichter, aargauischer Ratsschreiber, Großrat, Regierungsrat, Mitglied großrätlicher Kommissionen. Fr. X. Wagner war der letzte Sproß einer alten Laufener Familie. Er besuchte die untern und mittleren Schulen von Laufenburg, Solothurn, Aarau und Genf. An der Universität

Freiburg im Breisgau studierte er zunächst Theologie und Philologie, wandte sich dann aber in Tübingen, wo Ludwig Uhland um 1830 Literaturgeschichte lehrte und die Universitätskreise, vor allem Uhland selber, lebhaft in den württembergischen Verfassungskämpfen mitmachten, der Rechtswissenschaft zu.

Im Jahre 1832 bestand Wagner das juristische aargauische Staatsexamen und wurde gleich darauf Regierungssekretär und 1844 Ratsschreiber des Kleinen Rates. Darauf nahm er die Wahl in die aargauische Regierung an, ließ sich dabei aber die Stelle des Ratsschreibers vorbehalten. Wagner ist 1851 im Verfassungsrat und wird für 1852 Landammann. Schon auf 1853 tritt er freiwillig auf den bescheidenen Posten eines Ratsschreibers zurück, um, wie er erklärte, mehr seinen persönlichen Neigungen leben zu können, und dort verblieb er denn auch bis kurz vor seinem Tode. In der Tübinger Zeit mag in Wagner die kräftige dichterische Neigung erwacht und sein Talent durch Uhland selber gefördert worden sein. Im Jahre seiner Heimkehr aus der Fremde 1832 bereinigte und ergänzte Wagner eine handschriftliche Sammlung von vierzig teils lyrischen, teils romanzen- und balladenhaften Gedichten, worunter sich als erstes Stück die Ballade vom «Laufengeiger» Johannes Feldmann befindet, durch die er weit bekannt wurde. Der Inhalt ging Wagner über die letzte Verfeinerung von Vers und Reim; doch gehen stellenweise die Korrekturen und Überarbeitungen bis an die Grenze der Leserlichkeit; auf jeden Fall hat selbst Uhland ihm hohes Lob gespendet. Aus jeder Zeile spricht Wagners reines und tiefes Gemüt, das sich selbst in seiner spätern Amtstätigkeit offenbarte. Wagners poetisches Werk ist in vielen Tagesblättern, Zeitschriften und Anthologien verstreut; eine Gesamtausgabe scheint er geplant und vorbereitet zu haben, doch kam sie nie zustande.

Wagner blieb Uhland-Schüler auch in der Verwaltung und Politik. Stets zeichnete er sich aus durch äußerste Gewissen-

haftigkeit, Überlegung und Überzeugungstreue. Nicht immer gelang es ihm durchzudringen, zumal er nur selten die ihm angeborene Bescheidenheit verließ, dann aber um so fester und konsequenter an seiner Ansicht festhielt, so in Begnadigungsfällen, in standes- und wirtschaftspolitischen Fragen. Wagner warnte vor den Folgen der Abschaffung der Todesstrafe, wehrte sich gegen Vermischung standespolitischer und volkswirtschaftlicher Forderungen, drang auf strenge Beachtung der demokratischen Grundsätze und besonders auf Rechtsgleichheit. Seine Ratskollegen konnten es nicht in Einklang bringen, wie der gemühtiefe Wagner nichts anzufangen wußte mit der Regel «in dubio pro reo» und den Künstlern keine Ausnahme zubilligen wollte von der Pflicht, bezogene Staatsbeiträge an ihre Ausbildung entweder zurückzuerstatten oder im Staatsdienste gewissermaßen abzuverdienen. Lieber verzichtete er auf Volkstümlichkeit und allgemeines Vertrauen, als daß er von seinen Grundsätzen abgegangen wäre. Das trat auch in Erscheinung, als er im Jahre 1849 den ihm von der Regierung in hoher Anerkennung und aus berechtigten Hoffnungen zugedachten Posten eines Bezirksamtmannes in Laufenburg nach gründlicher und langer Überlegung ablehnte. Mehr die Vorliebe zu geruhvoller Tätigkeit war es, wenn er 1852, noch als Landammann, aus der Regierung austrat und wieder die Ratsschreiberstelle einnahm. Ohne absichtlich Schönredner sein zu wollen, griff Wagner gelegentlich zu angenehm bildhafter Sprache, ob er in Debatten eingriff oder ob er in schweren Zeiten die Bettagsproklamationen entwarf (1848 bis 1850, 1853, 1854–1859, 1861 und 1864). Wieviel jeweilen an seinen Vorlagen abgeändert wurde, ist mangels der handschriftlichen Fassung schwer zu sagen; deren Sprache ist aber bei allem Wagnerischen Pathos und den vielen Pleonasmen fließend und eindrucklich. Immer wieder wird Wagners Abneigung gegen bürokratische Allüren deutlich,

denen er die Schuld mancher Verschleppung dringlichster Geschäfte beimaß. Hatte diese Einstellung schon im Jahre 1835 zu einem gewaltigen Krach in der Kanzlei geführt, so verbitterten allerlei Vorkommnisse in dieser Beziehung seine letzten Amtsjahre; ihm ging die gewissenhafte Erledigung der Amtsgeschäfte über die Einhaltung einer streng geregelten Kanzleiordnung. Die Versetzung ins Provisorium ohne vorherige Andeutungen seitens der Regierung kränkte ihn noch mehr als die Verweigerung eines Rücktrittsgehaltes. Wagner gehört ohne Zweifel zu den vielen geistvollen und klarsehenden Gestalten jener Jahrzehnte.

QUELLEN UND LITERATUR: Stadtarchiv Laufenburg. – Aargauisches Staatsarchiv. – HBL. A. SENTI, *Fr. X. Wagner von Laufenburg*, in *Vom Jura zum Schwarzwald* 1957, Heft 1. – *Aargauer Nachrichten* vom 10. und 11. Januar 1879. – *Vom Jura zum Schwarzwald* (FR. A. STOCKER) III. Serie, 1. Abteilung, S. 159 f.

Anton Senti 882

Waibel, Josef, * am 12. Januar 1875 in Oberendingen, † 3. Juli 1948 in Innsbruck (Tirol). Priester der Gesellschaft Jesu und Dichter. Sproß einer Kaufmannsfamilie, trat er nach Besuch der Bezirksschule in Zurzach und Gymnasialstudien in Einsiedeln 1892 zu Tyrnau (Ungarn) in das Noviziat der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu ein. Die Ordensstudien leistete er in St. Andrä im Lavanttal (Kärnten), in Preßburg, Innsbruck und Linz/Donau. Schon vor seiner Priesterweihe 1905 in Innsbruck widmete er sich in Wien-Kalksburg und Mariaschein (Böhmen) der Jugenderziehung. 1907 berief ihn der Bischof von Linz/Donau als Domprediger. Entscheidender aber war seit dieser Zeit durch zwölf Jahre hindurch die Gründung und Leitung von Marianischen Kongregationen für Gymnasiasten, Realschüler und Pädagogen. Im Jahre 1919/20 versah Pater Waibel das Amt des Präfekten für die ersten Theologiestudenten der Nachkriegszeit im Theologischen Konvikt Canisianum in Innsbruck. Von 1920 bis 1936 wirkte er

als Seelsorger in der Kirche Am Hof in Wien, wiederum betraut mit der Leitung verschiedener Kongregationen. Die Jahre 1936 bis 1938 sahen ihn als Spiritual der Zöglinge im Kollegium Kalksburg und als Leiter der dortigen Studentenbühne. Die folgenden Jahre verbrachte Josef Waibel auf dem Eggerhof der Englischen Fräulein in Meran, von wo aus er häufig Predigten und Exerzitienkurse in der Umgebung hielt. 1945 lehrte er in Sitten (Wallis) die Theologen des Exil-Canisianum klassische Sprachen und Rhetorik und kehrte mit dem Theologischen Konvikt nach Innsbruck zurück. Der Taxerhof bei Innsbruck war sein Heim in den letzten beiden Lebensjahren. Er starb im Canisianum.

Die Sehnsucht seiner Jugend nach dichterischem Schaffen konnte erst spät Gestalt gewinnen. Dabei offenbarte er sich als wirkungsvoller Dramatiker von psychologischer und problematischer Tiefe, der bei seinem eigenen Talent für klassische Form und Sprache bei Shakespeare und Schiller meisterhafte Vorbilder fand, denen er folgte. Noch ungedruckt sind Waibels vollendete und letzte Arbeiten, das große Jesuitendrama *Friedrich von Spee*, die lyrische Sammlung *Flüchtige Klänge* und *Tagebücher*.

Am Lebensweg dieses wahrhaft priesterlichen Menschen und Künstlers standen Menschen aus allen Bevölkerungsschichten, denen sein gütiges Verstehen, seine großherzige Weite und liebenswürdige Art Wesentliches mitgaben für die Formung ihrer Persönlichkeit.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Pfade der Jugend*, Festspiel, Wien 1901. – *Königin der Kongregation*, Festspiel, Wien, ohne Jahr. – *Omar*, romantisches Schauspiel aus der Zeit der spanischen Freiheitskriege gegen die Mauren, 2. Auflage, Wien 1926. – *Regina Orientis*, dramatische Dichtung aus der Glanzzeit der syrischen Stadt Palmyra, Wien 1922. – *Anonda, die Braut des Maharadscha*, indisches Missionsdrama aus dem 16. Jahrhundert, Innsbruck 1924. – *Der Königsmörder (Johannes Parricida)*, Trauerspiel, Wien 1928. – *Traum und Wahrheit*, Singspiel aus dem Erz-

gebirge, Wien 1935. – Friedebar, Spiel vom jungen Helden Christophorus, Linz 1948. – Prometheus – Christus, Aufsatz in *Korrespondenz des Priestergebetsvereins*, Wien 1925, S. 81–5.

LITERATUR: Nekrolog im *Korrespondenzblatt des Priestergebetsvereins im Canisianum*, Innsbruck 1948, S. 5–6. – HUBERT RAZINGER, *Josef Waibel*, Geleitwort zu dessen Dichtung *Friedebar*, S. 5–6.

Robert Begemann 883

Waldesbühl, Johann Baptist, * 4. April 1784 in Muri, † 17. September 1862 in Bremgarten, konservativer Politiker. Sohn des Placidus Goar Waldesbühl, Bäckermeisters, der 1788 in Bremgarten das Bürgerrecht erwarb. Gymnasium am Benediktinerstift Muri. Später Bäckermeister in Bremgarten. Früh widmete er sich der militärischen Laufbahn: 1806 Zweiter Unterleutnant der dritten Kompanie des zweiten aargauischen Jägerbataillons; 1807 Hauptmann derselben Kompanie; 16. Mai 1815 Beförderung zum Oberstleutnant und Kommandanten des zweiten aargauischen Infanteriebataillons.

In Bremgarten bekleidete er verschiedene öffentliche Ämter; als Forst- und Bauinspektor trug er 1835 wesentlich zur Errichtung der «Reußpromenade» bei. Vizepräsident des Bezirksgerichtes. Mitglied des Großen Rates von 1841 bis 1852 (Verfassungsrat 1849 bis 1851). Die Familientradition bezeichnet seine politische Haltung als «konservativ-liberal». Sie überliefert auch, daß Waldesbühl 1841 vom Freiämtervolk zum «Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen» ausersehen worden sei. Da er unter Berufung auf seinen Fahneneid abwehrte, habe er, um Gewalttätigkeiten zu entgehen, in den Kanton Zürich fliehen müssen. Im Großen Rat war er, unter anderen neben dem Bremgarter Rektor Josef Meienberg, Vertreter der katholischen konservativen Opposition. Als solcher riet er in der Sonderbundskrise zum Ausgleich, dachte aber an eine Vermittlung durch die Garantiemächte von 1815. Seine Tätigkeit als Verfassungsrat 1849 bis 1851 ist nicht zu kennen.

LITERATUR: ED. VISCHER, *Der Aargau und die Sonderbundskrise*, in *Zeitschrift für Schweizerische Geschichte*, Band 28, S. 27, Zürich 1948. – ED. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, in *Quellen zur aargauischen Geschichte*, 2. Reihe, 2. Band, S. 113, Aarau 1951. – Akten aus dem Besitze von Herrn Direktor TH. WALDESBÜHL, Vevey.

Eugen Bürgisser 884

Waldläufer, der, siehe Fischer, Theodor.

Waldmeier, Theophil, von Möhlin. * 2. Februar 1832 in Möhlin, † 1915 in Beirut. Missionar. Als Knabe bei einem Onkel in Lörrach erzogen, dann in der Missionschule Chrischona bei Basel zum Missionsberuf ausgebildet. 1858 von Korosko am Nil aus beschwerliche Reise ins abessinische Hochland. Einrichtung der ersten Missionsstation in Magdala. Vom Minister John Bell am Kaiserhofe eingeführt; heiratet im folgenden Jahre die Tochter des Ministers. Im Jahre 1860 wurde die Station nach Gaffat verlegt. Nachdem mit der Thronbesteigung Theodors II. die abessinischen Wirren beendet schienen, entwickelte sich das Land dank den politischen und sozialen Reformen. Waldmeier erfreute sich eines steigenden Ansehens und großer Förderung durch den Kaiser. Gaffat wurde der wirtschaftliche und geistige Mittelpunkt des Reiches. Da der Krankenpflege vielerlei hartnäckiger Aberglauben im Wege stand, vereinigte Waldmeier die religiöse Mission mit der Einrichtung von Schulen und Spitälern. Infolge von Streitigkeiten mit den Engländern und Betrügereien anderer Ausländer änderte der Kaiser zusehends seine Gesinnung bis zum Hasse gegen alle Fremden. Die Missionare und selbst der englische Gesandte wurden ins Gefängnis geworfen. Das an sich schon brutale Gerichtsverfahren artete in katastrophale Gewalttätigkeiten gegen Fremde wie gegen Eingeborene aus. Nach dem Tode der Kaiserin brach der beim Kaiser bereits befürchtete Wahnsinn aus. Waldmeiers Bemühungen, die Massenhinrichtungen abzustellen und das Los der vielen

Gefangenen zu erleichtern, endigten mit seiner eigenen Gefangenschaft und Lebensgefahr 1866 bis 1868. Da die Verhandlungen wegen Freilassung der englischen Gefangenen nicht zum Ziele führten, ging eine englische Armee zum Sturme auf Magdala über, wohin sich die Abessinier zurückgezogen hatten. Bei einem Ausfalle gab der Kaiser die Gefangenen frei, verübte aber Selbstmord. Die neu ausbrechenden Wirren zwangen zur Auflösung der Mission. Waldmeier begab sich nach Beirut und Brumana in Syrien, wo er als Begründer und Leiter der British Sirian Schools, mehrerer Spitäler und eines Hauses für Irre und Epileptiker bis zu seinem Tode ein segensreiches Lebenswerk aufbaute. Die Mittel flossen ihm teils von der Mission und der Regierung zu, teils sammelte er sie auf Vortragsreisen durch Europa. Waldmeier hinterließ acht Kinder. Seine Tochter Algernon vermählte sich mit einem Vetter des Kaisers Hailé, der während seines Exils in London bei ihr zu Gaste war; sie ist im Jahre 1945 gestorben.

Nach einem Manuskript und mündlichen Mitteilungen von Herrn Gemeindeschreiber ROBERT DELZ in Möhlin. Anton Senti 885

Waller, Franz, * 18. November 1803, † 2. Februar 1879. Er stammte aus Hünenberg im Kanton Zug, doch war schon sein Vater nach Bremgarten ausgewandert. In dem benachbarten Eggenwil fand das Geschlecht 1825 sein aargauisches Bürgerrecht. Wir wissen nicht, welchen Beruf sein Vater ausübte; daß er streng katholischen Kreisen angehörte, darf vermutet werden. Wie die meisten andern begabten jungen Freiämter seiner Zeit holte auch F. Waller seine Ausbildung im Ausland; namentlich Jena, wo auch der fast gleichaltrige A. Heusler studiert hat, wird als eine der Universitäten genannt, die er besucht hat. Heimgekehrt, bestand Waller das aargauische Fürsprecherexamen. Über seine berufliche Laufbahn stehen uns keine Angaben zur Verfügung, in politischer Hinsicht sehen wir etwas

klarer, wenn auch zu sagen ist, daß systematische Nachforschung, die uns nicht möglich war, sicher noch wesentlich mehr herausholen könnte.

Im Vergleiche zu anderen aargauischen Politikern seiner Generation betrat F. Waller die politische Arena relativ spät. Erst 1837 wurde er Mitglied der aargauischen Legislative. Und zwar hatten seine Freunde und Gesinnungsgenossen zunächst für eine jener indirekten Wahlen durch den Großen Rat selbst, wie sie unter der Verfassung von 1831 möglich waren, gesorgt, 1841 kam er als Vertreter des Kreises Aarau in den Rat, erst 1844 delegierte ihn ein Freiämter Kreis, Wohlen. Waller gehörte eben zu jener Freiämter Elite, die im Ausland nicht nur ihre Berufsbildung geholt, sondern sich dort auch vielen neuen Strömungen, Auffassungen und Idealen geöffnet hatte; damit aber war ein gewisser Gegensatz zu dem Traditionalismus des bäuerlichen Volksschlages, aus dem sie hervorgegangen waren, gegeben. Bereits 1838 wurde Waller Mitglied der Regierung, wo er recht bald schon, zusammen mit F. J. Wieland aus Rheinfelden und F. Frey-Herosé aus Aarau, zu den führenden, tonangebenden Köpfen gerechnet wurde, zu den Phraseologen, wie seine Gegner mit einiger Ironie feststellen mochten. Waller fühlte einen heiligen Beruf in sich, für die Kraft und Einheit des Vaterlandes, des engeren aargauischen wie des weiteren schweizerischen, zu kämpfen.

Für das Jahr 1841 zum Landammann gewählt, spielte er in den Tagen vor der Klösteraufhebung eine ausschlaggebende Rolle. Er war es, der, in den ersten Tagen des Jahres 1841 in amtlicher Mission nach Solothurn entsandt, bei seiner Rückkehr melden konnte, wie man dort die Führer der katholisch-demokratischen Opposition, die sich bei den Großratswahlen sehr stark bemerkbar machte, kurzerhand in Verhaft genommen habe. Waller schlug vor, gegen die aargauische Opposition im Freiamt in ähnlicher Weise vorzugehen. Die Regierung sträubte sich zunächst,

schloß sich aber nach der Annahme der neuen Verfassung (5. Januar) Wallers Gesichtspunkten an. Freie Bewegung der Opposition oder gar die Bildung oppositioneller Parteigruppen glaubte der Radikalismus nicht dulden zu können, er sah darin einen Verrat an der Einheit des Staates, die für ihn ein überaus teures, ja, heiliges Gut darstellte: «Wühlerei», «Umtriebe» sind die Ausdrücke, die die amtlichen Akten vom Polizeibericht bis zum Regierungsratsprotokoll dafür verwenden. Nur unter solchen Voraussetzungen ist Wallers Vorgehen einigermaßen zu verstehen. Er bot sich selbst für die gefährvolle Mission ins Freiamt an (9. Januar). Wie sie verlief, ist bekannt; Waller kam in die Lage, seinerseits aus dem Gefängnis befreit werden zu müssen. Ein großes Truppenaufgebot machte sich nach dem jetzt wirklich insurgierten Freiamt auf (11. Januar), benachbarte Stände wurden um Hilfe gemahnt. Der «Aufstand im Freiamt», der nach der Formulierung eines zeitgenössischen Beobachters nicht so sehr prämeditiert als – durch die Verhaftungsaktion Wallers – provoziert war, hatte bekanntlich die Aufhebung der aargauischen Klöster – ein lange visiertes Ziel des aargauischen Radikalismus! – zur unmittelbaren Folge; sie wurden jetzt beschuldigt, an der Volkserhebung schuld zu sein.

Die aargauische Staatsschrift zur Rechtfertigung dieses Aktes «staatlicher Notwehr», verfaßt von Seminardirektor Augustin Keller und einigen Mitarbeitern, trägt die Unterschrift von Landammann Franz Waller. Waller glaubte zunächst, an der Klosteraffäre lasse sich der Wille zur Reform des Bundes unmittelbar neu entzünden und beleben, in andern Momenten ahnte er, daß die Affäre für den Kanton auch große Gefahren heraufzubeschwören geeignet sei. Die Gefahr ging vorüber, der unmittelbare positive Gewinn für die weiter ausschauenden Ziele der aargauischen Politik aber war gering. Indirekt indessen steht die Affäre durchaus am Anfange der jahrelangen Krise,

die erst durch die Schaffung des Bundesstaates von 1848 beigelegt worden ist.

Am Ersten Freischarenzuge nahm Waller, der im gleichen Jahre 1844 seinen Heimatkanton an der Tagsatzung vertreten hatte, persönlich teil. Sein Taktgefühl legte ihm nahe, zwischen einer derartigen Bekundung innerer Überzeugung und der Zugehörigkeit zur Regierung zu optieren. Indessen wurde ihm die vom Großen Rate erbetene Entlassung ausdrücklich verweigert. «Ich behaupte», erklärte Aug. Keller in der Sitzung vom 13. Dezember jenes Jahres, «daß er im Sinne des aargauischen Volkes gehandelt hat.» Auch in den folgenden Jahren trat Waller für alles ein, was die Kraft des kleineren und größeren Vaterlandes im Sinne geistiger und politischer Einheit stärken konnte.

Wie viele andere seiner Generationsgenossen aber trat er im Zusammenhang der tiefgehenden Krise, die, in einer Verfassungsrevision zum Ausdruck kommend, sich durch die Jahre 1849 bis 1852 durchzog, aus der aargauischen Politik mehr und mehr zurück. Das letzte Drittel seines Lebens gehörte einer ganz neuen Tätigkeit. Waller verließ 1850 die Regierung und bekleidete bis in sein hohes Alter das Amt eines Direktors der Rheinsalinen in Rheinfelden. Dabei war der Abschied von der aktiven Politik kein schroffer. Er behielt seinen Sitz im Großen Rate noch bis zum Jahre 1868 bei, bis 1866 übte er das 1849 erstmals übernommene Mandat eines aargauischen Vertreters im schweizerischen Nationalrat aus. Es wäre interessant zu sehen, wofür er sich nunmehr in den Räten vornehmlich eingesetzt hat.

Der Übergang von der vorwiegend politischen zu der stärker wirtschaftlichen Aktivität Wallers wird durch zwei bemerkenswerte Akte bezeichnet.

Im Frühling 1852 war der Große Rat am Ende der Legislaturperiode zu einer kurzen letzten Session zusammengetreten. Er erließ das Promulgationsdekret für die vom Volke gutgeheißene neue Verfassung. Auf Antrag Wallers aber zog er durch

einen Akt der Versöhnlichkeit den Schlußstrich unter die abgelaufene Ära: endlich wurden die letzten Flüchtlinge und Häftlinge aus der Zeit der Sonderbundskrise amnestiert.

Der andere dieser Akte eröffnet eher eine neue Ära. In der Zeit vor 1848 waren die besten Kräfte in der hohen Politik verbraucht worden. Die Erledigung vieler anderer drängender Fragen hatte darunter leiden müssen. Franz Waller war es, der einem dieser alten Postulate, demjenigen der aargauischen Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, nun Erfüllung verschaffte. Dr. R. Feer hatte – schon 1827 – einzig das Personenrecht vollendet, Dr. K. L. Bruggisser war über Anfangsbemühungen überhaupt nicht hinausgekommen. Franz Waller aber war es beschieden, in den acht Jahren von 1847 bis 1855 die fehlenden Teile des aargauischen Zivilgesetzbuches zu vollenden und so seinem Heimatkanton ein halbes Jahrhundert eigenstaatlicher Rechtseinheit zu verschaffen.

QUELLEN: *Rud. Rauchenstein und Andreas Heusler*. Ein politischer Briefwechsel aus den Jahren 1839–1841. Mit einer Einführung *Zur Geschichte des Kantons Aargau 1803–1852*, herausgegeben von E. VISCHER (anhand des Registers kann alles auf WALLER Bezügliche leicht gefunden werden).

Eduard Vischer 886

Walter-Strauß, Anna, * 12. März 1846 in Lenzburg, † 30. Mai 1936 in Basel. Oratorien- und Konzertsängerin. Jüngste der fünf Töchter des Klafshelfers und Zeichnungslehrers an der Lenzburger Sekundarschule (jetzt Bezirksschule), August Strauß und der Luise Kraft, der Tochter des Pfarrers Kraft-Ziegler in Brugg. Mit fünf Jahren empfing Anna von ihrer Mutter Klavierunterricht, und mit acht Jahren leitete sie ihr Vater zum Flötenspiel an. Durch Unterricht beim Lenzburger Musikdirektor Rabe wurde sie sehr gefördert. Mit dreizehn Jahren trat Anna zum erstenmal in Lenzburg an die Öffentlichkeit mit dem *d-moll-Klavierkonzert* von Mozart. Als Fünfzehnjährige kam sie

nach Genf, um am Konservatorium Klavier und Gesang zu studieren, mit dem Erfolg, daß sie nach Ablauf ihres Studienjahres die höchste Auszeichnung, zwei silberne Medaillen, erhielt. Nach Lenzburg zurückgekehrt, erteilte sie Unterricht in Klavier, Flöte und Gesang. Den Winter 1864/65 verbrachte sie in München zur Weiterbildung in Gesang und Klavier.

Als Anna Strauß 1866 zum erstenmal im Abonnementskonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich aufgetreten war, erhielt sie die Einladung des Basler Gesangsvereins, bei einer Schubertmesse als Solistin mitzuwirken. Anna ließ sich dann dauernd in der Rheinstadt nieder. Hans von Bülow wurde ihr Klavierlehrer, und Frau Dr. Merian-Genast gab ihr Gesangstunden. Ein glanzvoller Aufstieg begann mit Konzerten in Zürich, Bern, Schaffhausen, Neuenburg. Anna vollendete ihre Kunst bei der berühmten Gesangspädagogin Viardot-Garcia. Engagements in allen größeren Städten Deutschlands folgten. Sie trat auch eine Tournée durch Holland an.

Anna Strauß hat in der Saison 1868/69 in über vierzig Konzerten gesungen. Sie war eine der ersten Sängerinnen ihrer Zeit geworden, der man eine vorzügliche Schulung, unfehlbare Technik, vollkommene Musikalität, beseelten Vortrag und eine glockenreine, kräftige Stimme nachrühmte, die mühelos bis zur Mitte der dreigestrichenen Oktave reichte.

1869 vermählte sie sich mit dem Basler Musikdirektor August Walter, mit dem sie fortan Kunstreisen durch Deutschland, Holland und die Schweiz unternahm.

LITERATUR: *Lenzburger Neujaarsblätter* 1931.

Edward Attenhofer 887

Walther, Gustav Adolf, von Oberentfelden, * 6. Juli 1859, † 28. Juni 1933 daselbst, Industrieller. Er besuchte die Gemeindeschule seines Heimatorts und hierauf die Bezirksschule in Kölliken. Da der aufgeweckte Junge für die Arztlaufbahn

bestimmt war, erhielt er zusätzlich durch den Pfarrherrn von Köllikon Unterricht in Latein und Griechisch. Indessen verunmöglichten die Kosten für die Ausbildung der neun älteren Geschwister sowie Vermögensverluste der bodenständigen Bauernfamilie das Hochschulstudium; die Verhältnisse drängten zur Erlernung eines Berufs, der mit wenig Geldmitteln und möglichst bald ein gutes Fortkommen versprach. So durchlief er nunmehr eine viereinhalbjährige kaufmännische Lehre in einem damals bedeutenden Textilgeschäft in Neuenburg. Er hatte das Glück, in seinem Dienstherrn einen vortrefflichen Lehrmeister und in dessen Familie eine für sein Fortkommen vorteilhafte Umgebung zu finden.

Die ersten Anfänge der Bürstenfabrikation in Oberentfelden, unternommen 1868 durch den Schwager Samuel Thut, waren gescheitert. Die Nachfolge traten zwei ältere Brüder Walther an, denen sich der jüngste anschloß. Bald aber zeigten sich Meinungsverschiedenheiten, weshalb 1885 Gustav Adolf beschloß, trotz dem ungünstigen Ausgang der bisherigen Versuche, die Bürstenherstellung im Ort zu erhalten und den Betrieb allein und auf eigene Rechnung aufzunehmen. Damals wurde noch ein großer Teil der in der Schweiz verwendeten Bürsten eingeführt, gefördert durch einen kaum nennenswerten Zollschatz. Ungeachtet dieser schlechten Vorzeichen machte sich der Wagemutige, im Vertrauen auf seine gründlichen kaufmännischen Kenntnisse und begünstigt durch eine auffallend gute Auffassungsgabe, ans Werk und baute mit Unterstützung seiner tüchtigen Gattin, des Badwirts Tochter Elise Walther von Oberentfelden, innerhalb weniger Jahre aus allerkleinsten Anfängen einen geordneten Kleinbetrieb auf. Mit großer Tatkraft und persönlichem Einsatz besorgte er in den ersten Jahren selber die Leitung der Fabrikation sowie den Verkauf. Erzeugnis und Umsatz stiegen in fortlaufendem gesundem Maße an und erlaubten in der Folge die Einstellung eines Vor-

arbeiters, eines Buchhalters und zweier Reisender. Gleichzeitig wurde auch die Anfertigung der Bürstenhölzer, die bisher von auswärts bezogen worden waren, in einer neu angegliederten Holzbearbeitungsabteilung aufgenommen. Um die Jahrhundertwende kamen im Ausland die komplizierten Spezialmaschinen, die die bisherige Handarbeit ersetzten, auf. Als einer der ersten in der Schweiz erkannte dieser Industrielle die Vorteile solcher Neuerungen und lange vor seinen Konkurrenten erwarb er in Belgien einen neuzeitlichen Spezialmaschinenpark, der dem Betrieb eine erhöhte Leistungsfähigkeit und daher einen weitem Vorsprung brachte. Jetzt wurde auch der Petroleummotor durch elektrische Kraft ersetzt, die damit zum erstenmal in Oberentfelden von auswärts bezogen wurde. So mit den neuesten technischen Einrichtungen ausgestattet, setzte das Werk seinen Weg aufwärts fort, um so mehr, als es als erstes Unternehmen des Fachs in der Schweiz in der Ausfuhr seiner Erzeugnisse den Anschluß an den Weltmarkt fand.

1908 wandelte Gustav Adolf Walther vornehmlich aus Gesundheitsrücksichten seinen Privatbetrieb in eine Aktiengesellschaft um. Auch sie fußte erfolgreich auf den alten festen Grundsätzen. Der Begründer aber der gutverankerten Bürstenindustrie im Aargau erlebte es noch, wie sich die Fabrik zur bedeutendsten ihrer Art in der Schweiz und dazu zum wirtschaftlich wichtigsten Betrieb seines Heimatorts entwickelte.

LITERATUR: Direktor ADOLF WALTHER, *Die Entstehung und Entwicklung der Bürstenfabrik Walther AG. in Oberentfelden*, in Hauszeitung *Die Walther-Bürste* 1942, Nr. 5 bis 7, und 1943, Nr. 9 bis 11.

Emil J. Ott 888

Walti-Huggenberger, Rudolf, * 23. Juli 1845 in Boniswil, † 19. März 1911 in Bern; bedeutender Textilindustrieller in Oberitalien. Als Sohn des Bezirksamtmanns Rudolf Walti besuchte er die Bezirksschule Lenzburg und die Kantonsschule Aarau. Statt Arzt zu werden, wie sein

Vater es wünschte, entschied er sich für den Kaufmannsberuf und trat in die Firma Oboussier in Aarau ein. Das Angebot des Prinzipals, sein Associé zu werden, nahm der junge Mann nicht an. Er zog es vor, für die Firma Geschäftsreisen nach Italien auszuführen, wobei er in reichem Maße Land und Volk wie die wirtschaftlichen Verhältnisse kennenlernte. Nach längerem Aufenthalte in Genua und Florenz eröffnete er 1872 zusammen mit alt Pfarrer und Zuchthausdirektor J. Rud. Müller aus Lenzburg eine Weberei in Redona bei Bergamo. Den Gesellschaftsvertrag zur Gründung hatten die beiden noch in Lenzburg geschlossen. Dem vereinten Einsatz von Geld und Arbeitskraft gelang es, das junge Unternehmen R. Walte & R. Müller rasch vorwärtszubringen und darin mehrere hundert Arbeiter zu beschäftigen. Doch schon 1874 gründete Walte in dem nahe gelegenen Gazzaniga zusammen mit seinem Schwager Rudolf Vogel ein eigenes Werk, R. Walte & Co. Die neue Weberei gedieh trotz den vielen damals von Schweizern in Oberitalien gegründeten Konkurrenzbetrieben und entwickelte sich zum Großunternehmen. 1888 vereinigte Walte seine Weberei mit den Spinnereien von J. J. Widmer in Gazzaniga und Muggiani Taroni in Vertova und begründete damit die Firma Cotonificio della Valle Seriana S.A. 1892 und 1902 entstanden an Stelle der durch Brand zerstörten Fabriken in Gazzaniga und Vertova mächtige Neubauten. Auch die Weberei erfuhr in der Folge eine bauliche Ausweitung und Erneuerung.

1911, im Todesjahr des Gründers, war der Cotonificio della Valle Seriana die größte Firma der Textilbranche in Italien. Er beschäftigte gegen 5000 Arbeiter und Angestellte. Amerikanische und indische Baumwolle wurde in den zwei Spinnereien zu Gazzaniga mit ihren 95000 Spindeln und 200 Spinnereimaschinen sowie im Betrieb zu Vertova mit 60000 Spindeln verarbeitet. Jene in Vertova gehörte zu den besteingerichteten Spinnereien des Kontinents. Die Gesamtproduk-

tion an Garnen in den drei Spinnereien betrug täglich über 250 Doppelzentner. Dazu kamen die beiden Webereibetriebe in Gazzaniga mit zusammen 1770 Webstühlen, die täglich etwa 60000 Meter Tuch verfertigten.

Zur Beschaffung des notwendigen Stroms hatte man zwei Kraftwerke mit 2400 PS gebaut. Ein weiteres zwischen Gazzaniga und Cene kam hinzu. Ein viertes mit 3000 PS wurde zusammen mit der Firma Gioachino Zoppi in Ranica zur Ausbeutung der Wasserkräfte des Dezzo in Valcamonica errichtet. Die Kraftwerke mit ihren Reservestaubecken und einem Produktionsvolumen von gegen 6000 PS reichte indessen nicht aus, den Betrieb der gewaltigen Fabrikanlagen auch in den Trockenzeiten sicherzustellen. Große Dampfmaschinen mit 4200 PS mußten den Ausfall decken.

Dem Riesenunternehmen stand R. Walte bis zu seinem Tode als umsichtiger Präsident des Verwaltungsrates vor. Dank seiner aufopfernden, wagemutigen und keine Entbehrung scheuenden Arbeitskraft hatte er es aus bescheidensten Anfängen zu solcher Größe gebracht. Bleibende Verdienste schuf er sich auch durch seine Sorge um Arbeiter und Angestellte. Wohnhäuser und Arbeiterkonvikte ließ er erstellen. Je zwei Heime in Gazzaniga und Vertova vermochten 900 Arbeiterinnen zu beherbergen. In eigenen Schulen wurden bis zu 650 Kinder der Arbeiterschaft unterrichtet. Der Unterricht konnte auch von solchen besucht werden, deren Eltern nicht in der Firma tätig waren. Nur ausnahmsweise wurde ein geringes Schulgeld entrichtet. Für die meisten Schüler war der Besuch gratis. So förderte Walte stets das Wohlbefinden seiner Arbeiterschaft. Solange er lebte, bestand deshalb in der Valle Seriana ein überaus herzliches Einvernehmen zwischen Fabrikleitung und Arbeitern. Außer den vorbildlich ausgebauten Wohnsiedelungen und Wohlfahrtseinrichtungen hat Walte viele Vergabungen zu gemeinnützigen Zwecken gemacht.

Auf Wunsch seiner Familie siedelte er einige Jahre vor seinem Tode in die Schweiz über und erbaute sich ein schönes Heim in Seon. Mit seinem Werke blieb er gleichwohl in ständigem Kontakt und reiste fast jeden Monat zur Leitung der Geschäfte nach Gazzaniga. Persönlich von Bescheidenheit und Zurückhaltung, suchte er Ehrenbezeugungen auszuweichen, blieb sogar in der Schweiz, als König Umberto einmal die Spinnerei in Vertova besichtigte und verpaßte damit wohl absichtlich die Gelegenheit, in den italienischen Adelsstand erhoben zu werden. Sein nach längerer Krankheit und Operation in Bern erfolgter Tod rief in der Bevölkerung des Serianatals allgemein aufrichtige Trauer hervor.

Der mit dem Ersten Weltkrieg immer stärker um sich greifende Nationalismus erzeugte eine feindliche Strömung gegen die von Ausländern in Italien geführten Firmen. Dies erfuhren auch die Nachkommen R. Waltis und der noch im Verwaltungsrat verbleibende Dr. J. Vogel in besonderem Maße. 1916 schieden die Mitglieder der Gründerfamilie unter Rückzug ihrer Anteile aus der Firma, die bald nach 1920 dem Zerfall entgegenging.

QUELLEN: *Zum Andenken an Rudolf Walti-Huggenberger 1845–1911*, Gedächtnisrede von Pfarrer E. RYSER in Bern, Solothurn 1911. – *Aargauer Tagblatt* vom 1. August 1953. – Briefliche und mündliche Mitteilungen des Herrn ERNESTO BERNER, Bergamo, Mitarbeiters der Firma von 1888–1920; von Herrn Fürsprech Dr. J. VOGEL, Bern, und der Herren REMUND, Mühle, Lenzburg. – H. RICHNER, *Lebensbild des ersten Lenzburger Straßhausdirektors J. Rud. Müller*, in *Lenzburger Neujahrsblätter* 1955. – *Cotonificio della Valle Seriana, Gazzaniga*, Milano.

Otto Mittler 889

Walty, Hans, * 30. September 1868 in Gravelona, † 21. Januar 1947 in Zihlschlacht. Kunstmaler und Pilzforscher. Walty durchlief die Schulen von Lenzburg, besuchte die Kantonsschule und bildete sich dann an der Kunstgewerbeschule Basel zum Dekorationsmaler aus.

Mit zwanzig Jahren trat er in Leipzig als Maler in das Atelier des Dekorationsmalers Robert Schultz ein. 1893 Fachlehrer an der Kunstgewerbeschule Zürich. 1900 Weiterstudium von anderthalb Jahren an der Kunstakademie Dresden. Dann machte sich Walty selbständig als Kunst- und Kirchenmaler. Während des Ersten Weltkrieges fand er eine Anstellung als Zeichenlehrer an der Bezirksschule Lenzburg. Wissenschaftlich betätigte sich der Kunstmaler als Mykologe und verfaßte ein farbiges Werk über die Pilze Mitteleuropas. Als sich Altersschwächen einstellten, fand er Aufnahme in der Pflegeanstalt Zihlschlacht.

Um sein Pilztafelwerk, bestehend aus 500 Originalaquarellen, Studienzwecken dienstbar zu machen, wurde es der Zentralbibliothek Zürich einverleibt.

PUBLIKATIONEN: *Schweizer Pilztafeln für den praktischen Pilzsammler*, Zürich 1942.

LITERATUR: *Lenzburger Neujahrsblätter* 1946 und 1949.

Edward Attenhofer 890

Wanger, Andreas, von Aarau, * 9. September 1774, † 27. April 1836, durch Unglücksfall (ertrunken) in der Aare. Pfarrhelfer, zugleich ein Freund der Naturwissenschaften in der Frühzeit aargauischer Naturforschung. Sohn eines wackeren Messerschmiedes, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, kam nachher an die Akademie in Bern, um sich später dem geistlichen Stande zu widmen.

In den letzten Jahren seiner akademischen Laufbahn Hauptlehrer bei einer angesehenen Berner Familie, folgte derselben nach Romainmôtier und blieb mit ihr zeitlebens in enger freundschaftlicher Verbindung.

In dem stillen, weltabgeschiedenen Tale wuchs seine große Liebe für das Studium der Naturwissenschaften heran, dem er jede freie Minute widmete.

Nach seiner Aufnahme ins Predigtamt zu Bern im Mai 1798 versah er einige Zeit eine Vikarstelle in Auenstein bei Aarau, bewarb sich später um eine Lehrstelle an

der oberen Stadtschule seines Geburtsortes, welche ihm im Januar 1800 zugesprochen wurde. Während 32 Jahren war er fortan Lehrer für lateinische und französische Sprache sowie für Religion und Naturgeschichte an dieser Schule. Er verheiratete sich 1805 mit Elisabeth Siebenmann von Aarau, unternahm beinahe jeden Sommer mit kräftigeren und wißbegierigen Schülern Reisen ins schweizerische Hochgebirge, welche sehr geschätzt und anerkannt wurden.

1809 wird ihm die Stelle eines Klaßhelfers übertragen; später avancierte Wanger noch zum Bezirksschulrat. In seiner freien Zeit widmete er sich hauptsächlich mineralogischen Studien und solchen der Geologie, worin er ausgezeichnete Kenntnisse erlangte, stand mit vielen Gelehrten in Verbindung und veröffentlichte seine reichen und wertvollen Kenntnisse in verschiedenen Zeitschriften.

Wanger gehörte neben Heinrich Zschokke, Rudolf Meyer und Rektor Evers zu den Mitbegründern der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft und war 1820/21 deren Präsident. In der Allgemeinen Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft war er seit 1816 ein geachtetes und tätiges Mitglied. Gegen Sommerende 1835 beschlich ihn ein Gallenfieber, von dem er sich aber wieder gut erholte, so daß er sich wieder seiner besondern Lieblingsneigung, der Pflege des Baumgartens und der Reben jenseits der Aare, hingeben konnte.

Von Wanger existierte ein Verzeichnis aargauischer Schmetterlinge, das leider verlorengegangen ist. Mit F. X. Bronner zusammen gab er die *Kurze Übersicht der einfachen Mineralien des Kantons Aargau* als ein *Neujahrsblatt der naturhistorischen Classe* (einer Unterabteilung der Gesellschaft für vaterländische Kultur) heraus.

Im *Taschenbuch für die gesamte Mineralogie* 1822, herausgegeben von Carl Caesar Ritter von Leonhard, findet sich aus seiner Feder die Arbeit *Übersicht der wichtigsten (mineralogischen) Erzeugnisse des Gotthardts*. 1827/28 erschien, als zum

Neujahrsblatt bestimmt: *Die geognostischen Verhältnisse des Kantons (Aargau)*.

Wanger beschäftigte sich auch schon mit den erratischen Bildungen und legte nicht unbedeutende Sammlungen von Mineralien und Versteinerungen des Juras sowie solchen von Vögeln, Schmetterlingen und Amphibien an, die den Grundstock für jene der Kantonsschule sowie der Naturforschenden Gesellschaft bilden halfen.

Er war ein liebevoller, treuer Gatte und ebensolcher Freund. Die Naturwissenschaften pflegte er eifrig, gründlich und mit unentwegter Beharrlichkeit. Als Anreger zu einem liebevollen Studium aller Naturerscheinungen, als Äufner und Betreuer von grundlegenden Sammlungen von Objekten des Heimatkantons und der Alpen, ist ihm eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen.

LITERATUR: *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft* XVII (1925) 188–9, XXIV (1953) 259.

Mathias Hefti-Gysi 891

Wanner, Konrad, * 1. September 1877 in Wängi (Thurgau), † 11. November 1949 in Zofingen. Im kleinen thurgauischen Dörfchen Wängi verlebte Konrad Wanner als jüngstes von zwölf Kindern in äußerst bescheidenen Verhältnissen eine unbeschwerte Jugend. Der begabte Knabe lenkte früh schon die Aufmerksamkeit des Pfarrers Heim auf sich. Dieser veranlaßte, daß Konrad die Bezirksschule in Aadorf besuchen konnte, und erteilte ihm unentgeltlich Unterricht in Latein. Dieser Unterricht wurde gehalten im Sommer um fünf Uhr morgens, im Winter um sechs Uhr, bevor der Knabe den einstündigen Schulweg unter die Füße nahm. An der Kantonsschule in Frauenfeld setzte Konrad Wanner seine Studien fort, und nach der Reifeprüfung bezog er die theologische Fakultät der Universität Basel. Bald aber fühlte er, daß er nicht mit ganzem Herzen im Pfarramt würde stehen können, und er wechselte zur Philosophischen Fakultät.

Mitten im Gymnasiallehrerexamen, im Jahre 1903, wurde er zu einer Probelektion nach Zofingen eingeladen und als Lehrer für alte Sprachen und Deutsch an die Bezirksschule Zofingen gewählt. Es war ihm vergönnt, als begnadeter Erzieher während vierzig Jahren an dieser Schule zu wirken. Eine hohe sittliche Auffassung seines Berufes, echte Liebe zum werdenden Menschen, edle Menschlichkeit und ein sonniger Humor waren in ihm gepaart mit glänzenden Gaben des Geistes. So wurde er einer unermesslichen Schar von Schülern zum Vorbild und zum geistigen Führer. Er gab ihnen in seinem in die Tiefe und Weite führenden Unterricht bleibende Werte mit ins Leben hinaus. Sie brachten ihm bis ins hohe Alter hohe Verehrung dar. Die Stadt dankte ihm für sein segensreiches Wirken mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechts im Jahre 1942. In Güte und Besinnlichkeit war er der Natur und den stillen Schönheiten der Umgebung zugetan. Aus dieser Verbundenheit mit Land und Volk entstanden tief empfundene, formschöne Gedichte. Seine Reimereien nahm er nicht sehr ernst, und erst auf das Drängen seiner Freunde gelang es, eine schöne Auslese in den *Zofinger Neujahrsblättern* zu veröffentlichen. Auch im *Zofinger Tagblatt* finden sich neben zahlreichen Gelegenheitsdichtungen, die er in freundlicher Geberlaune zu Feiern, Jubiläen und Vereinsanlässen verfaßte, Perlen seiner Dichtkunst.

Während 43 Jahren betreute er, zuerst als zweiter, dann als erster Bibliothekar, die über 30 000 Bände umfassende Zofinger Stadtbibliothek. Hier kamen ihm seine überlegene Kenntnis der Literatur und sein Organisationstalent zustatten. Die Ferienkolonie verehrt ihn als ihren eifrigsten und besten Förderer. Seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß sie sich einer soliden Grundlage des Vertrauens und der Finanzen erfreut. An der Kaufmännischen Berufsschule wirkte er als begeisternder Deutschlehrer.

Im Jahre 1943 trat er vom Schuldienst zurück und durfte noch sechs Jahre lang,

umgeben von Achtung, Verehrung und Liebe, die Beschaulichkeit eines erfüllten Lebens genießen. Im Frieden mit sich und allen Mitmenschen, umsonnt von abgeklärter Lebensweisheit, starb er am 11. November 1949.

LITERATUR: *Zofinger Neujahrsblatt* 1951, S. 5. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 12. November 1949.

Adolf Siegrist 892

Wartmann, Rudolf, * 20. Februar 1873 in Bagdad, † 30. August 1930 in Brugg. Ingenieur, Bürger von Bauma. Er entstammte einem von Hittnau aus in verschiedenen Gemeinden des Zürcher Oberlandes verbreiteten Geschlecht, dessen Zweig zu Bauma durch sieben Generationen die Schulmeister gestellt hatte. Sein Vater, Otto Wartmann-Kägi, war als Kaufmann im Orient tätig und fiel 1882 einem Mordanschlag zum Opfer. Die Mutter kehrte mit den Kindern nach Bauma zu ihren Eltern zurück. Der ältere Knabe, Rudolf, ging nach der Schulzeit in der Maschinenfabrik und Gießerei Boßhard in Näfels in die Schlosserlehre und holte sich am Technikum Winterthur die nötigen theoretischen Kenntnisse. Als im Frühjahr 1896 der Fabrikant und Ingenieur Hermann Schröder von Mollis beim Bahnhof Brugg günstiges Industrieland erworben und darauf eine kleine Werkstätte für Stahlbau errichtet hatte, berief er den jungen Techniker als Mitarbeiter und Teilhaber in das neue Unternehmen. Bereits nach drei Jahren übernahm Rudolf Wartmann das auf 5700 m² vergrößerte Geschäft und verband sich mit seinem Freund Vallette zur Kollektivfirma Wartmann & Vallette. Das Geschäft erhielt Aufträge für Brücken, Hallen, Hochbauten, Kessel- und Stauwehrranlagen. Hauptsächlich durch die größeren Brückenbauten, wie die zweite Eisenbahnbrücke der Bözbergbahn über die Aare bei Brugg (1903) oder die breite Montblanc-Brücke zu Genf beim Ausfluß der Rhone aus dem See, wurde die Firma im Lande bekannt. Die Belegschaft vermehrte sich,

neue Mitarbeiter und Teilhaber traten dazu.

Nach 1900 gingen immer mehr Schlosereien zum Stahlbau über, und auch der Eisenbetonbau wurde allmählich zu einem ernstesten Konkurrenten des reinen Stahlbaues. Der Tiefstand der Preise um 1905, durch die Unterbietung der ausländischen Konkurrenz verursacht, verlangte Abwehr und Zusammenschluß der Schweizer Firmen. Von Brugg aus kam die Anregung. Die Firma Wartmann & Vallette war mit unter den acht Gründerfirmen des Verbandes Schweizerischer Brückenbau- und Stahlbau-Unternehmungen, der 1906 seine Tätigkeit aufnahm mit Ständerat Dr. Scherrer zu Basel als Geschäftsführer. Nach dem Tode des ersten Verbandspräsidenten, Albert Buß, übernahm Rudolf Wartmann 1913 die Leitung des Verbandes und stand bis 1925 an der Spitze dieser Organisation, in den Jahren, in denen sie ihre erste Bewährungsprobe zu bestehen hatte.

Die beschleunigte Elektrifikation der Bundesbahnen brachte den Stahlbaufirmen eine Menge interessanter Aufgaben, wie Brückenverstärkungen, -Neubauten, Druckleitungen, Stauwehranlagen, Unterwerke.

Rudolf Wartmann schenkte aber auch der Öffentlichkeit seine Kräfte. Im Gemeinderat Brugg leitete er von 1911 bis 1917 das städtische Bauwesen. Von 1908 bis zu seinem Tode gehörte er dem aargauischen Großen Rate an. Er war Präsident der Handwerkerschule, des Verbandes der Industriellen von Brugg und Umgebung, Vizepräsident der Spitalkommission und Mitglied der kantonalen reformierten Synode. Keiner Gemeinschaft, keinem Mitmenschen konnte er einen Dienst, um den er angegangen wurde, versagen.

Rasche Auffassungsgabe, Blick für das Wesentliche und praktisch Durchführbare, Unternehmungsgeist und rastlose Arbeitsfreude, gesunder Frohmut und ein natürliches Wohlwollen zu Mitbürgern, Mitarbeitern und Untergebenen befähigten

ihn zu einem vielseitigen und glücklichen Wirken.

Mitten aus dieser Tätigkeit wurde er jäh gerissen und starb nach kurzem Kranksein Ende August 1930. Er war mit Emma Fuchsli aus einem Brugger Bürgergeschlecht verheiratet. Zwei Söhne setzten sein Lebenswerk fort.

QUELLEN: Nekrolog im *Brugger Tagblatt* vom 31. August 1930. – *Brugger Neujahrsblätter* 1940. – *Feier zum 50jährigen Bestehen der Firma*. Sondernummer des *Brugger Tagblattes* vom 18. November 1946. – *40 Jahre Verband Schweizerischer Brückenbau- und Stahlhochbau-Unternehmungen 1906–1946*. – R. OEHLER, *Die Wartmann von Hittnau und Bauma*, Aarau 1956.

Robert Oehler 893

Waßmer, Gottlieb, * 5. August 1852 in Aarau, † 12. Mai 1929 in Aarau. Oberst, Kreisinstruktor, Stellvertreter des Waffenchefs der Infanterie. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und trat – da für den Kaufmannsstand bestimmt – 1872 in Lyon eine kaufmännische Lehre an. 1874 absolvierte er in Aarau die Infanterierekrutenschule, anschließend daran die für alle Kantone zentrale Offiziersbildungsschule in Thun. Von da weg führen ihn Anlage und Liebe zum Militärwesen in die militärische Laufbahn. 1875 wird er Instruktionsoffizier der Infanterie, vorerst der vierten Division in Luzern, doch führt ihn seine berufliche Tätigkeit im Verlaufe der Jahre auf fast alle Waffenplätze der deutschen und der welschen Schweiz. 1879 erfolgt für ein Jahr seine Kommandierung zum Brandenburgischen Leibgrenadier-Regiment in Frankfurt an der Oder. Später wird er als Lehrer in den Zentralschulen verwendet und gehört in den verschiedenen Graden dem Generalstab an. 1891 bis 1897 ist er Stabschef des vierten Armeekorps (unter anderm unter dem Aargauer Künzli).

1891 wählt ihn der Bundesrat zum Kreisinstruktor, welches Amt er zuerst in Chur, dann in Lausanne, in Aarau und schließlich wieder in Lausanne bekleidet. 1914, als auf Beginn des aktiven Dienstes

der Waffenchef der Infanterie (Oberstkorpskommandant Isler) in den Armee-stab übertrat, wurde Waßmer stellvertretender Waffenchef der Infanterie und wirkte in dieser Stellung in Bern bis 1918. Nach 44 Dienstjahren trat er Ende 1918 in den Ruhestand und kehrte wieder nach Aarau zurück.

LITERATUR: *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* 1929, Nr. 6, S. 300-1. – *Aargauer Tagblatt* vom 14. Mai 1929.

Rolf Zschokke 894

Weber, Bertrand, * 15. März 1858, † 3. Oktober 1945, Tabakfabrikant in Menziken. Er lebt von seinem achten Lebensjahr bis zum Tode im Haus «Zur Eintracht». Nach dem Besuch der Bezirksschule Reinach und eines Welschlandinstituts macht er seine Lehrzeit im Zigarrengeschäft seines Vaters Johann Jakob Weber-Merz und seines Onkels Gottlieb Weber-Vogel. Dann betätigt er sich als Volontär in Turin und Genua. Dort erhält er von seinem Hause den Auftrag zu einer Geschäftsreise nach Ägypten, die etwelche Belebung des Absatzes im Orient zeitigt und ihn auf der Hin- und Herfahrt mit den wichtigsten Kunststätten (Florenz, Rom, Athen, Paris) bekanntmacht. Obwohl er seinen Wunsch, Maler zu werden, längst begraben hat, empfängt er in den Galerien Anregungen, die ihn später zum Kunstsammler werden lassen. Nach Menziken zurückgekehrt, wird er regulärer Angestellter seiner Firma und schlägt auf seinen zahlreichen Geschäftsreisen die im Kanton Bern und in der Westschweiz gut eingebürgerten Ormondstumpen durch die Qualität der Menziker Rio Grande und La Rosa aus dem Felde. Aus dem Welschland führt er 1886 eine in Payerne aufgewachsene Menzikerin, Emilie Weber, als Frau heim. 1893 wird er Geschäftsteilhaber und 1903 alleiniger Leiter des kaufmännischen Betriebs. Die Firma nimmt 1917 die Form einer Familien-Aktiengesellschaft (Weber Söhne AG) an; er selber steigt allmählich zum Seniorchef empor. Neue Fabriken werden in Reinach, Rik-

kenbach, Kölliken, Beinwil am See, Schachen bei Waldshut, Ettenheim und Altorf bei Freiburg im Breisgau bezogen. Im Militär hat Bertrand Weber den Rang eines Infanteriehauptmanns erreicht. 1897 läßt er sich in die Baukommission für ein Gemeindehaus mit Schulräumen und Turnhalleanbau wählen und übernimmt während der eigentlichen Bauzeit 1902 bis 1904 das Präsidium. Im Interesse seiner Arbeiterinnen ist er einer der Initianten für die Gründung der Koch- und Haushaltungsschule Menziken, die 1904 in das neue Gebäude einzieht. In seinen letzten Jahrzehnten wendet sich seine innerste Neigung immer mehr der Kunst zu, und er schmückt nicht nur seine privaten Räume, sondern auch das Gemeindehaus und die Kirche Menziken mit vielen schönen Bildern, welche die Erinnerung an ihn wachhalten werden, während seine umfangreiche graphische Sammlung nach seinem Tode zerstreut worden ist.

LITERATUR: Selbstbiographie *Aus meinem Leben*, Menziken 1941. Ernst Fischer 895

Weber-Landolt, Carl, * 1. Juli 1856, † 6. Juli 1942, in Menziken, Ingenieur. Er holt seine Vorbildung in der Realschule Basel und wird dipl. Maschineningenieur an der ETH. 1878 bis 1881 arbeitet er in Paris. Wieder zu Hause, übernimmt er die väterliche Textil-Stückfärberei und gliedert ihr die erste schweizerische Kentucky-Tabaklaugensiederei an, wofür das erste Hochkamin im Oberwynaental gebaut wird. 1884 eröffnet er eine mechanische Hilfswerkstätte, die sich bald zur Maschinenfabrik entwickelt. Seine Erfindung sind die Rippenheizkörper, welche man beispielsweise in älteren Eisenbahnwagen immer noch antrifft. Eine weitere Erfindung, das sogenannte Mischventil, 1889 an der Pariser Weltausstellung mit einer silbernen Medaille ausgezeichnet, schafft die Möglichkeit, die bereits bestehenden Gasmotoren mit Petrol zu betreiben. 1890 verläßt der erste Petrolmotor, Marke «Herkules», die Fabrik, und schon gehen

zahlreiche Bestellungen von gewerblichen Betrieben ein. Im gleichen Jahr wird auch die Herstellung von Lastautomobilen mit Eisenrädern aufgenommen, wofür die Firma 1907 anlässlich eines Wettbewerbs industrieller Motorfahrzeuge einen dritten Preis erzielt. Ab 1910 aber beginnen die Elektrizität die Petrolmotoren und die zufolge größerer Absatzgebiete leistungsfähigere ausländische Konkurrenz die Herkuleswagen zu verdrängen, und so muß dieser Fabrikationszweig vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs aufgegeben werden. Unterdessen ist es C. Weber aber gelungen, aus dem Tabakextrakt nach einem eigenen patentierten Verfahren Nikotin zu gewinnen und daraus Bekämpfungsmittel für Schädlinge an den Kulturpflanzen herzustellen, was heute die Hauptproduktion der «Herkules AG» ausmacht. C. Weber-Landolt ist auch im Leben der Gemeinde als Mitglied verschiedener Kommissionen und 1922 bis 1932 als Präsident des Verwaltungsrates der Aluminium AG Menziken und Gontenschwil hervorgetreten.

LITERATUR: *Schreibmappe zum Wynentalerblatt 1934: Die Industrie in Menziken, Menziken*. – *Neue Schweizer Biographie*, herausgegeben von Dr. A. BRÜCKNER, Basel 1938.

Ernst Fischer 896

Weber-Luginbühl, Eugen, von Menziken, hier * 31. Juli 1862, † 27. Oktober 1949 in Unterkulm, Industrieller, wuchs in kinderreicher, strebsamer Bauernfamilie auf der Bodenrüti in Schmiedrued auf, bestand eine Lehrzeit an der Volksbank in Reinach, erweiterte seine Ausbildung in Geschäfts- und Bankhäusern in Mülhausen und im welschen Jura, wurde 1890 in die von Adolf Karrer gegründete Fabrik zur Herstellung von Rohwerken für Spieldosen berufen, übernahm nach dem Tode des Geschäftsherrn 1893 die Leitung des Unternehmens und wurde Teilhaber daran. Da die Spieldosen damals mehr und mehr durch neuere mechanische Musikwerke verdrängt wurden, fand von 1897 an eine Umstellung auf die Armaturenfabri-

kation statt, die allmählich zu einer erfreulichen Entwicklung führte. Auf einer Studienreise 1919 nach Amerika erwarb Eugen Weber die Lizenz für das hier erfundene Spritzgußverfahren, zu dessen industrieller Ausnützung in der Folge die Injekta AG in Teufenthal gegründet wurde, deren Leitung an Eugen Karrer überging. Dieses Unternehmen und das Stammhaus Karrer, Weber & Cie. AG blühten zu den bedeutendsten Industrierwerken des mittleren Wynentals auf. Belegschaft des letztern 1956 etwa 450, des erstern etwa 800 Angestellte und Arbeiter.

LITERATUR: *Denkschrift zum 80. Geburtstag von Eugen Weber-Luginbühl*, 1952.

Arthur Frey 897

Weber, Heinrich Joh. Nepomuk, * 28. Mai 1767 in Bremgarten, † 29. April 1847 in Bremgarten, Regierungsrat. Nachdem Heinrich Weber vom 30. April 1798 bis Mitte Juni 1799 als erster amtierender Regierungsstatthalter des neu geschaffenen Kantons Baden unermüdlich gewirkt hatte, nahm er, wie berichtet wird, aus Gesundheitsrücksichten, den Rücktritt, was in Anbetracht seines Alters von 32 Jahren erstaunlich ist. Seinem Wirken für die Verschmelzung der helvetischen Kantone Baden und Aarau ist es zuzuschreiben, wenn er als Mitglied der Consulta in Paris erscheint. Nach der Kantonsgründung war er, ein unentwegter Anhänger der Aarauer Partei, 1803 bis 1831 Mitglied des Großen Rates. 1808 und 1809 war er Tagsatzungsgesandter, und zwar als Beirat, was auf seine großen Fähigkeiten hinweist, da dieser Beirat vornehmlich die Sachgeschäfte zu erledigen hatte. 1808 bis 1815 war er Mitglied des Appellationsgerichtshofes. Weber, der 1803 bei den Wahlen in den Kleinen Rat gegen seinen konservativen Bremgarter Mitbürger Fidel Weißenbach unterlegen war, wurde nach dessen Tod 1815 auf Betreiben seiner Partei in die oberste kantonale Behörde gewählt, der er allerdings nur bis 1820 an-

gehörte. Nachdem er noch 1820 bis 1825 Bezirksamtmann in Bremgarten gewesen war, zog er sich allmählich aus allen öffentlichen Ämtern zurück. – 1812 gründete er die Gemeinnützige Gesellschaft des Bezirks Bremgarten, die sogenannte Kulturgesellschaft, die noch zu seinen Lebzeiten in den vierziger Jahren in Bremgarten eine Volksbibliothek anlegte, eine Handwerkerschule gründete und zur Förderung einer geplanten Seidenindustrie die Anpflanzung von 1200 jungen Maulbeerbäumen veranlaßte.

Trotz der offenbar regen und vielseitigen Tätigkeit Webers läßt sich über seine Persönlichkeit, seine geistige Formung und selbst über die Gründe seines frühen Verschwindens von der politischen Bühne kaum etwas aussagen. Das Bild dieses sicher nicht unbedeutenden Aargauers ist verblichen; nur wenige, beinahe zusammenhanglose Züge sind geblieben.

LITERATUR: R. LEUTHOLD, *Der Kanton Baden 1798–1803*, in *Argovia* 46, 1934. – E. BÜRGISSER, *Aargauische Regierungsräte aus Bremgarten*, Bremgarten 1952.

Eugen Bürgisser 898

Weber, Hubert, * 28. Februar 1908 in Genf, † 19. Februar 1944 in Valeyres-sur-Rances. Kunstmaler. Hubert Weber ist in Genf geboren und aufgewachsen. Sein Heimatort war Ziebach im Kanton Bern.

Seine Begabung trat früh in Erscheinung. Von 1924 bis 1928 besuchte er die Kunstschule in Genf und empfing dort mannigfache Anregungen. Es folgten Studienjahre in Paris. Dort besuchte er die Akademien Julien, Grande Chaumière und Ranson, wo Maurice Denis sein Lehrer war.

Der junge Maler wurde von der Bretagne angezogen und er malte dort während seiner Pariser Zeit jeden Sommer mehrere Monate lang. In jener Zeit entstanden seine charakteristischen bretonischen Bildnisse und Landschaften. Ausgedehnte Studienreisen führten den Künstler bis nach Afrika und in den Nahen Osten.

Die Welt kennenzulernen bedeutete ihm alles.

In die Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich in Bern nieder. Das Jahr 1938 verbrachte er in Rom, nach seiner Verheiratung 1940 lebte er in Baden.

Hubert Weber hatte kein abgegrenztes Stoffgebiet. Er hatte den Wunsch viele Seiten des Lebens künstlerisch zu gestalten. Das Gebiet der Wandmalerei interessierte ihn ganz besonders. Nach der Ausschmückung einiger Gaststätten in Zürich mit Wandmalereien schuf er im Jahr 1943 das Sgraffito im Treppenhaus des Saxerhauses in Aarau.

Ausstellungen in Genf, Bern, Zürich, Aarau und in Paris zeigten Werke des Malers. Seine Bilder zeigen eine Entwicklung, die alles Akademische und Konventionelle hinter sich ließ, eine ehrliche und leidenschaftliche Darstellung und Umsetzung der Umwelt in das rein Malerische.

Bilder befinden sich außer in Privatbesitz im Besitz der Kantone Bern und Aargau und der Stadt Baden.

Am 19. Februar 1944 starb Hubert Weber 36jährig während des Aktivdienstes in Valeyres-sur-Rances im Waadtland.

LITERATUR: Nachrufe in der Tagespresse, besonders *Badener Tagblatt* und *Aargauer Tagblatt* vom Februar 1944. – Über die Gedächtnisausstellung im Gewerbemuseum Aarau: *Aargauer Tagblatt* vom Oktober 1944. – L. JÄGER, *In memoriam Hubert Weber*, im *Badener Neujaarsblatt* 1945.

Ilse Weber-Zubler 899

Weber, Jakob Eugen, * 7. August 1882 in Zürich, † 17. November 1950 daselbst. Generalsekretär der AG Brown, Boveri & Cie., Baden. Weber stammte aus dem Zürcher Oberland, wo seine Vorfahren seit über vierhundert Jahren Bauern waren. Erst sein Vater (* 1849) ergriff den Kaufmannsberuf und zog mit seiner Familie in eine leitende Stellung ins Elsaß und später nach Wien. 1892 wieder in Zürich, wo J. Eugen Weber die Schulen in Wipkingen besuchte. Er wollte Lehrer werden, bestand heimlich und mit Erfolg die Auf-

nahmeprüfung ins Lehrerseminar Küssnacht, wurde aber vom Vater in die technische Richtung verwiesen. 1898 Mechanikergehilfe in Lausanne. 1899 bis 1902 Lehrling am Physikalischen Institut der ETH Zürich bei Professor H. F. Weber. 1902 bis 1905 Studium als Elektrotechniker am Technikum Winterthur, dem er zeitlebens seine Treue bewahrte. Die Gründung des Verbandes ehemaliger Elektraner, der Alt-Herren-Vereinigung der Verbindung «Elektra» am Technikum Winterthur, ist auf die tatkräftige Initiative Webers zurückzuführen. Im April 1905 trat Weber als technischer Korrespondent in die Firma Brown Boveri in Baden ein.

Im Sommer 1907 verehelichte sich Weber mit Pauline Thomer, † 1935. Gleichzeitig nahm er Wohnsitz in Ennetbaden, wo seine Fähigkeiten rasch erkannt wurden. Als Mitglied der Schulpflege und jahrelang als deren Präsident war es ihm vergönnt, in dem von ihm ursprünglich gewünschten Sinne zu wirken. Er war Initiant und Förderer aller kulturellen Bestrebungen in der Gemeinde, schuf die weitherum bekannten Elternabende und hat als Gemeinderat und Vizeamman auf breiter Basis an der Schaffung sozialer Werke führend mitgewirkt.

Weber hatte das Glück, mit den Gründern und Leitern der sich mächtig entwickelnden Firma Brown Boveri in engem Kontakt zu stehen, was seinen Charakter maßgeblich beeinflusste und bestimmte. Als sich die Notwendigkeit ergab, ein Direktionssekretariat zu schaffen, dem sämtliche Sekretariatsarbeiten der Geschäftsleitung zugewiesen werden sollten, war es ohne weiteres gegeben, Weber mit der Leitung dieser neuen Abteilung zu betrauen. Dank seiner organisatorischen Fähigkeiten baute er diese Dienststelle zum eigentlichen Generalsekretariat aus, dem er als Generalsekretär vorstand und dem gleichzeitig eine Reihe weiterer Aufgaben, wie die Leitung des Personalwesens, die Führung und Verwaltung der Beamtenpensionskasse und weiterer Hilfs-

dienste, anvertraut wurden. Webers besondere Fähigkeiten, nämlich die Kunst, sich mit wichtigen und oft auch heiklen personellen Fragen und jeder Art sozialer Belange zu befassen, kamen nun erst recht zu voller Entfaltung. Die Förderung des beruflichen Nachwuchses war ihm Bedürfnis geworden. Mit weit ausschauendem Blick hat Weber im Krisenjahr 1936 die Schweizerische Kommission für den Austausch von Stagiaires ins Leben gerufen. Unter Führung des BIGA in Bern wurden anfänglich mit Belgien und Frankreich Abkommen abgeschlossen, wonach gegenseitig junge Leute als sogenannte Stagiaires zur Erweiterung ihrer Berufs- und Sprachkenntnisse bei normaler Bezahlung aufgenommen wurden. Bald vervollständigte Weber diese Aktion durch eine Verbindung mit der Schweizerischen Technischen Stellenvermittlung. Gemeinsam wurden Stellen für junge Ingenieure und Techniker in Übersee, hauptsächlich in Südamerika, gesucht und die Auswanderung organisiert. Im Gegensatz zur Stagiaireaktion handelte es sich hier um dauernde Placierung. Diesen uneigennütigen Bemühungen Webers, kräftig unterstützt durch seine zweite Gemahlin, eine geborene Bürgisser von Jona AG, waren sehr schöne Erfolge beschieden. Die schweizerische Industrie verfügt heute dank seiner Initiative über manch wertvollen Stützpunkt in Südamerika.

Wie sie seinen Vorfahren eigen war, so war auch bei Weber die Liebe zur Scholle stark ausgeprägt. Als zwei Jahre nach Ausbruch des letzten Weltkrieges die Industriegesellschaften von den Behörden veranlaßt wurden, an der Landesversorgung mitzuhelfen, war es ganz natürlich, daß Weber die Leitung des industriellen Anbauwerkes von Brown Boveri übertragen wurde. Auch dieser Aufgabe hat er sich in einer Art und Weise entledigt, die ihm weitherum hohe Anerkennung und den tiefsten Dank seines Unternehmens sicherte. Daß er in Verbindung mit seiner Tätigkeit als Vorstandsmitglied der

Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und der «Hans-Bernhard-Stiftung» und in gleicher Eigenschaft des Schweizer Verbandes «Volksdienst» seine spezifischen Kenntnisse auf diesem Gebiete in den Dienst des Ganzen stellte, lag durchaus in seiner Linie.

J. Eugen Weber war eine der bekanntesten Erscheinungen bei Brown Boveri, eine hochgeachtete Persönlichkeit, an die sich Woche für Woche viele Werkangehörige, vor allem Angestellte, wandten, um in den mannigfachsten Anliegen Rat und Unterstützung zu holen. Dadurch lernte er das Denken und Trachten der Menschen wie selten einer kennen, und sein Vertiefen in die Schicksale von Tausenden machte ihn besinnlich und hilfreich und brachte ihn schon früh dazu, das Leben von einer höheren Warte aus zu betrachten.

Nach 42jähriger Tätigkeit in Baden zwang ihn ein Herzleiden, im Frühjahr 1947 in den Ruhestand zu treten.

QUELLEN: Mitteilungen aus der Familie.

LITERATUR: *Hauszeitung Brown Boveri*, Dezember 1950.

Fritz Eduard Schuppisser 900

Weber, Johann Conrad, genannt Hans, von Oberflachs und Hunzenschwil, * 26. November 1839 in Lenzburg, † 30. Mai 1918 in Bern. Als Sohn eines Seminarlehrers in Lenzburg aufgewachsen, besuchte Weber vorerst die Bezirksschule in Zofingen, sodann das Gymnasium der Kantonsschule in Aarau. Nach bestens bestandener Maturität widmete er sich an den Universitäten von Heidelberg, München und Zürich dem Studium der Rechte. 1863 ließ er sich als Fürsprecher in Lenzburg nieder. Bereits 1864 erfolgte seine Wahl in den Großen Rat, in welcher Behörde er sich durch Intelligenz, schlagfertige Beredsamkeit und Arbeitskraft auszeichnete. Aus seiner Tätigkeit im Großen Rate ist vor allem seine Rede über die Motion bezüglich Trennung von Kirche und Staat vom Dezember 1870 hervorzuheben, die ein anschauliches Bild seiner Auffassung

über das Verhältnis der beiden Gewalten vermittelt. In weitem Kreisen wurde er bekannt, als ihn der Bundesrat zum außerordentlichen Bundesanwalt in der Angelegenheit des Zürcher Tonhallekrawalles vom 9. März 1871 ernannte, dem die Untersuchung und die Durchführung der Anklage gegen die Teilnehmer oblag. Es handelte sich um die Störung einer von der deutschen Kolonie in Zürich in der «Tonhalle» im Deutsch-Französischen Kriege veranstalteten Siegesfeier, durch Schweizer und französische Internierte, deren Beilegung Polizei- und Truppenaufgebote, ja sogar eine eidgenössische Intervention erforderte. Die Verhandlungen in diesem Aufsehen erregenden Prozesse fanden vor den Bundesassisen des 3. Assisenbezirkes in der Zeit vom 30. Mai bis 7. Juni 1871 in Zürich statt. (Die in das Strafverfahren verwickelten französischen Internierten wurden militärgerichtlich abgeurteilt.) Am 4. Juni 1871 hielt Weber die Anklagerede, welche die Zuhörer tief beeindruckte. Sein Auftreten trug ihm die Freundschaft Gottfried Kellers ein, der ihm als Zuhörer für seine unerschrockene, mannhafte Haltung nach den Verhandlungen persönlich dankte.

Während seines Aufenthaltes in Lenzburg redigierte er das *Lenzburger Wochenblatt*; seine journalistischen Fähigkeiten müssen bedeutend gewesen sein, denn 1872 nach dem Rücktritte Eugen Eschers erging die Einladung an ihn, die Chefredaktion der *Neuen Zürcher Zeitung* zu übernehmen. Weber leistete diesem Rufe Folge und war Chefredaktor vom 1. März 1872 bis 31. Januar 1876. Seine Chefredaktorentätigkeit fällt in die bewegte Zeit der Abstimmungskampagne über die beiden Entwürfe der revidierten Bundesverfassung. Teilweise Hand in Hand mit der redaktionellen ging seine parlamentarische Tätigkeit; Weber, der in Zürich Wohnsitz hatte, wurde anlässlich der ordentlichen Erneuerungswahlen Ende Oktober 1872 im 36. eidgenössischen Wahlkreis, damals die Bezirke Brugg, Lenzburg, Bremgarten und Muri, sowie je 7

Gemeinden der Bezirke Aarau und Baden umfassend, in den Nationalrat gewählt. Im Nationalrat zählte er zu den Mitunterzeichnern der Motion Stämpfli auf Wiederaufnahme der Revision der Bundesverfassung, welche am 20. Dezember 1872 mit allen gegen eine Stimme angenommen wurde. Bei der Beratung des neuen Verfassungsentwurfes 1873/74 beteiligte er sich an der Diskussion über den vielumstrittenen Schulartikel, dessen endgültige Fassung teilweise (ausschließlich staatliche Leitung des Primarunterrichtes) auf seinen Antrag zurückgeht.

Seine Stellung als Chefredaktor sagte ihm nicht ganz zu; nach einem Nachrufe zog ihm die objektive, fast kühle Haltung in bezug auf die Reformbewegung in der protestantischen Kirche schwere und dauernde Anfeindung der Reformer zu, so daß er froh war, die Stelle aufgeben zu können. Am 18. Dezember 1875 wählte ihn die Bundesversammlung als Nachfolger des in den Bundesrat einziehenden Thurgauers Fridolin Anderwert in das Bundesgericht, dem er bis Ende 1908 angehörte und dessen Präsident er 1881 und 1882 war. Nachdem durch das neue Organisationsgesetz über die Bundesrechtspflege von 1893 im Bundesgerichte zwei Abteilungen geschaffen wurden, gehörte Weber bis Ende Dezember 1900 der 1. Abteilung an, die im wesentlichen alle Berufungen gegen die in der letzten kantonalen Instanz erlassenen Haupturteile in Zivilsachen entschied. Ab 1. Januar 1901 saß er in der 2. Abteilung, welche vor allem die staatsrechtlichen Streitigkeiten beurteilte. Zeitweise war er Mitglied der Kriminalkammer, des Bundesstrafgerichtes sowie der Anklagekammer. Er hätte bis zum Tode im obersten Gerichtshofe verbleiben können, doch zog er es vor, bei zunehmendem Alter eine weniger anstrengende Tätigkeit auszuüben. Diese Gelegenheit bot sich ihm, als ihn der Bundesrat am 30. Oktober 1908 als Nachfolger seines ehemaligen Kollegen im Bundesgericht, Dr. Johann Winkler, als Direktor des Zentralamtes

für den internationalen Eisenbahntransport in Bern ernannte. Dort blieb er bis Ende Dezember 1917. Von einem jahrelangen Magenleiden heimgesucht, starb er fünf Monate nach seinem Rücktritte.

Hans Weber war nicht nur Anwalt, Journalist, Politiker, Richter und Verwaltungsmann; er war auch wissenschaftlich tätig. Am 26. April 1894 verlieh ihm die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich die Würde eines Ehrendoktors «wegen seiner Verdienste um die schweizerische Gesetzgebung und die schweizerische Rechtsgeschichte». Weber muß als eine durch und durch freisinnige Persönlichkeit der alten Schule bezeichnet werden. Anlässlich der Jubiläumsfeier des fünfzigjährigen Bestehens des Schweizerischen Bundesgerichtes am 7. Februar 1925 sagte Bundesgerichtspräsident Alfred Stoops, der noch sein Kollege war: «Ihn charakterisierte ein feuriges Temperament, ein unerschütterlicher Glaube an das Recht, für dessen Verwirklichung er auch den Kampf nicht scheute.»

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Rede über die im aargauischen Großen Rate gestellte Motion bezüglich Trennung von Staat und Kirche*, Beilage zum *Aargauischen Wochenblatt*, Nr. 50 vom 10. Dezember 1870. – *Die Hilfsverpflichtungen der XIII Orte. Ein Beitrag zur Geschichte des Schweizerischen Staatsrechtes*, Separatdruck aus dem *Jahrbuch für schweizerische Geschichte* 17, Zürich 1892, S. 29–454. – *Bundesrat Emil Welti*. Ein Lebensbild, Aarau 1903. – *Erinnerungen an Gottfried Keller*, veröffentlicht nach dem Tode WEBERS in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nrn. 756, 790 und 859, Juni 1918. – *Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog* 2, S. 44 ff.: *Skizze über Bundesrichter Andreas Bezzola*, und 4, S. 33 ff.: *Skizze über Bundesrat Emil Welti. Ausführliches Résumé der Anklagerede Webers als außerordentlicher Bundesanwalt im Tonhallekrawall-Prozeß*, in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nr. 289 vom 8. Juni 1871.

LITERATUR: HBL VII, 437. – Nachruf in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nr. 720 vom 2. Juni 1918. – *Der Bund*, Nr. 227 vom 30. Mai 1918. – HANS SCHMID, *Der Zürcher Tonhallekrawall vom 9. März 1871 und seine Folgen*, im

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1926, S. 1–65. – GOTTFRIED KELLER, *Gesammelte Briefe*, herausgegeben von CARL HELBLING, Band 2 (1951), S. 489–509, enthaltend die Briefe von KELLER an WEBER und von WEBER an KELLER.

Paul Mäder 901

Weber, Josef, von Bremgarten, * 30. November 1800, † 25. Mai 1884 daselbst. Papierfabrikant, Politiker. Vom Bildungsgang Webers wissen wir nur, daß er in Freiburg im Breisgau und Heidelberg die Rechte studierte (das 1841 aufgenommene Inventar seiner Bibliothek nennt hauptsächlich juristische Literatur, unter anderem Thibaut), aber offenbar ohne das Studium abzuschließen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt betrieb er gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich die 1811 von Appellationsrat Heinrich Weber (s. d.), Mauriz Weber (seinem, Josefs, Vater) und Karl Weber angekaufte Papiermühle an der Reußgasse. Er gelangte in den Gemeinderat, durch Wahl vom 12. Oktober 1837 (auf Jahresanfang 1838) auch in den Großen Rat, aus dem er infolge der Januarereignisse 1841 ausschied. Weber trat im Großen Rate an die Stelle seines bei der Wahl unterlegenen Gesinnungsfreundes Fürsprech Anton Weißenbach. Wie dieser setzte sich Weber im Kampf um die Verfassungsrevision entschieden für die Anliegen der konservativen Freiamter Katholiken ein, für konfessionelle Trennung, Aufhebung der Badener Artikel, Parität, Rückgabe der Selbstverwaltung an die Klöster. Weber gehörte zu den im Dezember 1839 unter Polizeiaufsicht gestellten Mitgliedern des Bünzer Komitees. Die gedruckten *Wünsche der Volksversammlung in Mellingen vom 2. Hornung 1840* wie die *Petition* derselben Versammlung tragen außer den Unterschriften von Weißenbach und Xaver Suter die seine. Weber war jedenfalls auch Mitarbeiter am *Freiämter*.

Nach der Annahme der im Sinne des Radikalismus revidierten Verfassung sollte in der Nacht auf den 10. Januar 1841 mit Weißenbach und Ruepp in

Bremgarten auch Weber verhaftet werden. Wohl rechtzeitig gewarnt, entging dieser der Verhaftung, kehrte aber, nachdem das Volk sich erhoben und die Gefangenen befreit hatte, nach Bremgarten zurück und nahm an den Beratungen und Beschlüssen des Komitees tätigen Anteil; er zog mit den Insurgenten gen Villmergen und wurde dann flüchtig. Das Bezirksgericht Bremgarten verurteilte ihn am 24. Januar 1843 wegen Störung der öffentlichen Ruhe *in contumaciam* zu zwei Jahren Zuchthaus, das Obergericht jedoch am 17./19. April 1844 wegen Hochverrats und Aufruhrs zum Tode.

Wohin sich Josef Weber, der erst im September 1840 geheiratet hatte, nach dem 11. Januar 1841 ins Exil begeben hat, war bis jetzt nicht festzustellen. Nach der allgemeinen Amnestierung (1845) kehrte er heim und betätigte sich wieder als Papierfabrikant. Noch anfangs 1860 ist er im Besitze der Papiermühle, die aber kurz darauf an Joachim Wietlisbach (s. d.) überging. Schon betagt, wurde Weber 1869 Gemeindeschreiber und versah dieses Amt bis 1880.

Wilhelm Baldinger, der Weber im Januar 1843 vor Gericht verteidigte, bezeichnete ihn als den offenen und ehrlichen Redner seiner Partei im Großen Rate; er sei zwar «ein Mann der Partei» gewesen, «aber nicht ein Mann des Umsturzes. Er verdiente die Popularität, die er im Freiamte genoß; das Freiamt hat sich seiner nicht zu schämen; er war sein treuer Repräsentant, ernst und selbstbewußt wie keiner.»

QUELLEN: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen Rates und der Regierung; Untersuchungsakten über die Freiamter Unruhen von 1841. – Nachlaß R. RAUCHENSTEIN (Brief WEBERS vom 8. Oktober 1840 an RAUCHENSTEIN). – Mitteilungen der Gemeindeganzlei Bremgarten. – *Verhandlungen des Großen Rates 1840*. – *Urtheile des Aargauischen Obergerichts über die beim Aufruhr vom 10. und 11. Jenner 1841 zu Bremgarten Beteiligten*, Aarau 1844. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951.

Georg Boner 902

Weber-Sorgo, Rudolf, * 6. Oktober 1854 in Menziken, † 3. Februar 1929 in Zürich. Oberingenieur, von Menziken, bedeutender Eisenbahn- und Tunnelbauer. Als ältester Sohn von sechs Kindern des Rud. Weber, Hafner, und der Maria-Anna geborene Merz in einfachen Verhältnissen in Menziken aufgewachsen, besuchte er die Kantonsschule Basel und studierte nach bestandener Maturität von 1872 bis 1876 an der Bauingenieurschule des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich.

Seine praktische Laufbahn fiel zusammen mit der Blütezeit des schweizerischen Eisenbahn- und Tunnelbaues, und so widmete er sein ganzes Lebenswerk diesem Spezialgebiet, worin er sich – dank seiner Tüchtigkeit – zum weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten und anerkannten Meister, speziell als Tunnelbauer, entwickelte.

R. Weber war praktisch tätig als Ingenieur 1876 bis 1878 am Bau der Bözbergbahn, 1878/79 der Linie Baden–Oberglatt, 1879 bis 1882 als Bauleiter der Strecke Flüelen–Göschenen der Gotthardbahn, 1882 bis 1887 als Sektionsingenieur beim Bau der Chemins de Fer Pirée–Péloponèse in Griechenland, hernach als geschäftsleitender Ingenieur beim Bau der Verbindungsbahn Leipzig–Connwitz und der strategischen Bahn Weizen–Immenningen.

1889 wieder in der Schweiz als geschäftsleitender Ingenieur der Unternehmung Fischer & Schmutziger für den Bau der Strecke Zürich–Oerlikon (mit Viadukt), ferner für Wasserkraftanlagen an der Sihl und Olten–Aargau sowie für den Bau der Stadelhofer und Lettner Tunnel der rechtsufrigen Zürichseebahn. Hier wandte Weber ein von ihm entwickeltes neues Tunnelbausystem, die «Firstschlitz-Methode», mit vollem Erfolg an, wodurch er gegenüber den alten, überlieferten Verfahren sowohl einen rascheren Fortschritt als auch bedeutende Kostenersparnisse erzielte.

1901 berief die Rhätische Bahn den Tunnelbauspezialisten zur Leitung des

mit Schwierigkeiten kämpfenden Baues des Albulatunnels. Hier erreichte er, dank seiner neuen Firstschlitz-Methode und dem wunderbar exakt organisierten Tunnelbaubetrieb einen Rekord im durchschnittlichen Tagesfortschritt der damaligen Technik. 1903 bis 1913 leitete R. Weber als Oberingenieur die Projektierung und den Bau der Bodensee–Toggenburg-Bahn, die, wegen der stark wechselnden topographischen Verhältnisse (eine Aufeinanderfolge tiefer Einschnitte, Tunnels, hoher Dämme und Viadukte) außerordentliche Schwierigkeiten bot. Er hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst und zum Abschluß gebracht.

Ab 1914 war R. Weber mit Gutachten und Expertisen beschäftigt und lebte, mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit, zurückgezogen in seinem Heim am Zürichberg in Zürich. Seiner engeren Heimat blieb er zeitlebens verbunden und pflegte seine verwandtschaftlichen Beziehungen durch gelegentliche Besuche. Noch in seinem hohen Alter verriet sein mit weißem wallenden Haarschopf gezieltes markantes Haupt hohe Intelligenz und Energie.

Ingenieur Acatos schreibt in seinem in der *Schweizerischen Bauzeitung* erschienenen Nachruf über Rudolf Weber: «Ein Vorbild an Gewissenhaftigkeit seiner Pflichterfüllung, anspruchslos und bescheiden, von ungewöhnlicher Gründlichkeit in der Behandlung jeder Arbeit, war Weber ein Mann der alten Schule, grundehrlich, gütig und von vornehmem Charakter. Bei allen seinen Erfolgen blieb er bescheiden, bestrebt, jeder äußeren Ehrung aus dem Wege zu gehen.»

LITERATUR: HENNINGS, *Denkschrift Albulabahn*, Chur 1908. – G. BENER, *Ehrentafel Bündner Ingenieure und Ingenieurbauwerke*, Chur 1927. – *Schweizerische Bauzeitung* vom 20. April 1929: Nekrolog von Ingenieur ACATOS. – Persönliche Erinnerungen.

Gustav Heiz 903

Weber, Samuel, * 25. März 1785, † 11. Oktober 1861, Begründer der aargau-

schen Tabakindustrie. Im Bereiche der Baumwollindustrie aufgewachsen und neben seinem Bauerngut ein kleines Posamenteriegeschäft betreibend, erkennt er in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, daß der Niedergang dieser Branche nicht mehr aufzuhalten ist und schaut sich daher nach einer neuen Erwerbsmöglichkeit um. Sein zweitältester Sohn lernt im Kanton Bern die Herstellung von Pfeifentabak kennen, und der Vater läßt sich 1838 zur Aufnahme dieser Tätigkeit in bescheidenem Rahmen bestimmen. Der Rohtabak wird mit Roß und Wagen aus dem Broyetal herbeigeführt. 1843 kann S. Weber eine erste Fabrik, das «Neuhaus» im Dorfteil Emmet, bauen, wo er nun auch die Herstellung von Kopfgigarren aufnimmt. Bald folgt der Ankauf stillgelegter Webereien zur Erweiterung des Betriebes. S. Weber hat 1853 noch selber die Fabrik zur «Eintracht» in Gang gebracht; nach seinem Tode wird das Geschäft auf die Fabrik «Grünau» ausgedehnt. Neben der Herstellung der anfangs vorherrschenden deutschen Form der Kopfgigarren wird nun nach westschweizerischem Beispiel auch die französische Form der Stumpen aufgenommen. Das Beispiel S. Webers hat zahlreiche Nachahmer gefunden, und längst verarbeitet die blühende Zigarrenindustrie des Oberwytens- und Seetals gewaltige Mengen von Tabaken überseeischer Provenienz.

LITERATUR: KARL OBRIST, *Denkschrift zum hundertjährigen Bestehen der Bank in Menziken*, Menziken 1952. Ernst Fischer 904

Weber, Samuel, von Egliswil und Buchs, * 6. Dezember 1845, † 27. November 1898, Sohn Samuels und der Anna Maria geborene Häusermann. 1875 an die Gemeindeschule Lenzburg (obere Knabenschule) gewählt, 1884 Bezirksschullehrer für Fremdsprachen. Schulinspektor, energische, arbeitsfreudige, hochgeschätzte Persönlichkeit. Widmete seine Freizeit jahrelang Quellenstudien in Gemeinde- und Staatsarchiv über die Geschichte der Stadt Lenzburg. Sein früher Tod (Magen-

krebs) verhinderte größere Publikationen. – 1872 Heirat mit Verena Gehrig, Arbeitslehrerin (1834–1922).

WERKE: *Werden und Wachsen des Männerchors Lenzburg*, zu seinem 50jährigen Jubiläum am 7. März 1888. – *Der Brand von Lenzburg am 25. März 1491 ...*, Lenzburg 1891, Abdruck in *Lenzburger Neujaarsblätter* 1930, berichtigt und ergänzt von E. JÖRIN. – *Wie kann die Fortbildung des Lehrers wirksam gefördert werden?*, Referat an der kantonalen Konferenz in Lenzburg, Aarau 1897. – Handschriftlicher Nachlaß im Besitze der Stadtbibliothek Lenzburg.

QUELLEN: Gemeindekanzlei Lenzburg. – *Aargauisches Wochenblatt* vom 3. Dezember 1898.

Fritz Bohnenblust 905

Wedekind, Donald Lenzelin, von San Francisco, * 4. November 1871, † 5. Juni 1908. Schriftsteller. Donald Wedekind war das fünfte von sechs Kindern, die dem Lenzburger Schloßherrn Dr. med. Friedrich Wilhelm Wedekind-Kammerer geboren wurden. Dr. Wedekind (1816–1888), aus Hannover stammend, in Ostfriesland aufgewachsen, praktizierte, nach bestandenen medizinischen Examen an der Universität Göttingen, als Bergwerksarzt in der Türkei (1843) und als Expeditionsarzt in Kleinasien (1846), kehrte nach Europa zurück und beschäftigte sich (1848) in Frankfurt als politischer Korrespondent. Von der Tätigkeit des Frankfurter Parlaments enttäuscht, dem er selber als Ersatzmann angehörte, verließ Dr. Wedekind 1849 Europa, um sich in San Francisco als praktischer Arzt niederzulassen. Er wurde Bürger dieser Stadt und verheiratete sich hier 1862 mit der begabten Schauspielerin und Sängerin Emilie Kammerer (1840–1916), Tochter des Zündholzfabrikanten Friedrich Kammerer in Riesbach bei Zürich. 1864 kehrte das Ehepaar Wedekind nach Hannover zurück, wo sich Dr. Wedekind wieder intensiv mit der Politik befaßte. Als das Königreich Hannover 1866 seine Selbständigkeit an Preußen verlor und 1871 die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zustande kam, zog der überzeugte

Demokrat Wedekind in die Schweiz, wo er 1872 das Schloß Lenzburg erwarb und sich mit der Bewirtschaftung der damit verbundenen Güter befaßte. Die romantische Burg bildete einen anregenden Tummelplatz für die Kinder des nicht gerade in idealer Ehe lebenden Ehepaars Wedekind und befruchtete vor allem die künstlerische Phantasie der beiden Söhne Frank und Donald in nachhaltiger Weise.

Donald Wedekind besuchte die Schulen von Lenzburg und trat 1886 in die zweite Klasse des Progymnasiums in Aarau ein, absolvierte 1887/1888 die erste Klasse des Gymnasiums, verließ aber, 16jährig, wegen häuslichen Schwierigkeiten die Kantonsschule, um sich in Livorno (1888) und Burgdorf (1889) einer kaufmännischen Lehre zu widmen. Im Frühjahr 1889 verzog er nach Amerika, besuchte die dortigen Verwandten seiner Mutter, verdiente den Lebensunterhalt mit Privatstunden in San Francisco, reiste über Kansas City nach New York und traf zu Weihnachten 1889 wieder in Lenzburg ein. Sein Bruder Frank will ihn an die Schauspielschule nach München ziehen, doch bezog Donald auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter das Obergymnasium in Solothurn (1890 bis 1892), an welchem er mit Leichtigkeit die Maturitätsprüfung bestand. Von einer merkwürdigen Lebensangst erfüllt, den Erfordernissen der Zukunft hilflos gegenüberstehend, begab sich Donald Wedekind nach Rom (1893), wo er konvertierte und den Versuch machte, in ein Jesuitenkonvikt einzutreten, um künftigen Existenzsorgen enthoben zu sein. Als dieser Plan mißlang, begab er sich nach Genf, um Rechtswissenschaft zu studieren, war eine Zeitlang Hauslehrer in der Vendée, reiste wiederholt an die Riviera, nach Paris, München und Berlin und beschäftigte sich mehr mit schriftstellerischen Arbeiten als mit Jurisprudenz. Durch Joseph Viktor Widmann ermuntert, veröffentlichte er (1889–1897) im *Bund* und in der *Zürcher Post* Novellen und Reiseskizzen über Amerika, Frankreich und Italien, gab ein Novellenbändchen heraus (1895) und war,

wie sein Bruder, Mitarbeiter am *Simplissimus* (1898). Versuche, eine feste Anstellung zu bekommen, mißlangen. Als Frank Wedekind im Oktober 1898 wegen Majestätsbeleidigung aus München floh, verschaffte er Donald die Nachfolge als Dramaturg am Münchner Schauspielhaus, doch verkrachte sich dieser sehr bald mit dem Direktor Stollberg. Auch an der *Zürcher Post* konnte er sich als Mitredaktor nicht halten. Gepeinigt von innerer und äußerer Not, inszenierte er zweimal grotesk-frivole Selbstmordkomödien mit selbstverfaßten Todesanzeigen, sein Schicksal und die Voraussetzungen seines Bruders vorwegnehmend. Ständig auf fremde Hilfe angewiesen, die er mit Bitten und Drohungen erreichte, oft krank und elend, vorwiegend in Berlin als weltmännischer Zigeuner lebend und hungernd, stets auf seine «göttliche Faulheit» pochend, raffte er sich immer wieder zu produktiver Arbeit auf. Er veröffentlichte 1903 sein Hauptwerk, den Konvertiten-Roman *Ultra Montes*, dessen Hauptfiguren er im Schloß Wildegg ansiedelte, und 1905 ein Bändchen Novellen und Erinnerungen unter dem Titel *Oh, mein Schweizerland!* Da sich der erhoffte literarische Erfolg nicht einstellte, verfiel Donald Wedekind rasch wieder seinem Dämon der Unstetigkeit, Mutlosigkeit und Verwirrung – wohl auch dem Morphinismus. Zugleich fühlte er sich zu sehr im Schatten seines erfolgreichen Bruders Frank, der ihm stets als Berater und Helfer in literarischer und finanzieller Beziehung zur Seite stand. Noch einmal zeigte sich ein Lichtblick: ab 1906 war Donald Wedekind festangestellter Mitredaktor des *Zürcher Theater-, Konzert- und Fremdenblattes*, wurde aber im Januar 1908 entlassen und reiste nun völlig gebrochen und ziellos nach Wien, um der «Farce seines Lebens» ein Ende zu machen. Als einsamer, unglücklicher Mensch, im Grunde edel und gütig, aber untüchtig, haltlos und verbittert, erschloß er sich, erst 37jährig, in der Morgendämmerung auf einer Bank im Wiener Prater.

Erstaunlich ist bei Donald Wedekind der geringe Niederschlag seiner wildbewegten Lebensführung und seiner pessimistisch-skeptischen Weltanschauung im schriftstellerischen Gesamtwerk. Die Novellen atmen wohl weltweiten Geist, verspielen sich aber im Anekdotischen und Idyllischen und sind erfüllt von harmlos-graziösen Pikanterien, die einen gemütvollen, der Sonnenseite des Lebens zugewandten Autor vermuten lassen. Entzückend sind vor allem die Jugenderinnerungen an Lenzburg, die eher einen Neuabdruck verdient hätten als die historisch und dichterisch völlig wertlose Erstlingsarbeit *Schloß Lenzburg in Geschichte und Sage*.

Aus den Reiseskizzen sticht die autobiographische *Auswandererfahrt* hervor, angeblich von Frank Wedekind überarbeitet, in der mit Humor und Ironie die Kulturkuriosa der Neuen Welt und die Begegnungen des leichtlebigen jungen Weltenbummlers geschildert werden. Der Weltanschauungs- und Experimentalroman *Ultra Montes* wurde von J. V. Widmann als interessanter Schweizer Roman begrüßt, der mit der realistischen Gegenwart einer lieblichen aargauischen Landschaft die dichterische Lebensromantik und den Glauben an eine schöne Illusion anmutig und kraftvoll zu verbinden weiß. Im Mittelpunkt stehen unter getarnten Namen, die Familie Hünerwadel auf Schloß Brunegg und der schwedische Dichter Verner v. Heidenstam; die technisch gutgebaute Handlung geht auf wahre Begebenheiten zurück und die handfeste Tendenz des konservativen und politischen Katholizismus entspricht den innigen Selbstverwirklichungswünschen des Dichters. Daß dieser seltsame, sittlich hochstehende, aber einseitige Roman nach der Aussage von Donalds Mutter die ganze Stadt Lenzburg empörte, ist verständlich; daß er die literarische Sendung des Dichters nicht über den Tod hinaus bestätigte, wie dieser geglaubt hat, gehört zur Tragik von Donald Wedekind, dessen Freitod, nach einem andern Ausspruch der Mutter,

das Klügste war, was er in seinem unerfüllten Leben geleistet hat.

WERKE: Ein Gesamtverzeichnis der Werke von DONALD WEDEKIND fehlt. Es seien genannt: *Schloß Lenzburg in Geschichte und Sage*, Solothurn 1891. – *Eine Auswandererfahrt im Jahre 1889*, Feuilleton in der Beilage der *Zürcher Post* 1894, Nr. 29, 36, 41, 47, 53. – *Das rote Röckchen*, Novellen, Berlin 1895. – *Briefe aus der Vendée*, im Sonntagsblatt des *Bundes* 1897, Nr. 41, 51; 1898, Nr. 16, 17. – Novelletten im *Simplizissimus*, München 1898 ff. – MARCEL PRÉVOST, *Flirt*, Übersetzung, München 1900. – HERVIEU PAUL, *Rizi, Erzählung aus dem Leben eines Griesgram*, Übersetzung in *Die Schweiz* 1900. – *Bébé Rose*, Novellen, Dresden 1901. – *Das interessante Buch* (zugleich zweite Auflage von *Bébé Rose*), Zürich 1901. – *Ultra Montes*, Roman, Berlin 1903; Zürich 1957. – Dritte Auflage von *Bébé Rose*, zusammen mit *Das rote Röckchen*, Zürich 1904. – *Oh, mein Schweizerland!* Novellen und Erinnerungen, Berlin 1905. – *Berlin*, Romanfragment, Manuskript, 1904–1908. – *Kindheitstage: Das Schloß; Mein Schwesterchen; Der erste Schulschlag; Der Goldige; Die Weinlese; Ein letzter Morgen* (Verein für Verbreitung guter Schriften, Bern 1913). – *Das junge Deutschland 1886 in Zürich*, Neuabdruck in der *Tat* 1950, Nr. 108. – *Schloß Lenzburg in Geschichte und Sage*, Ausgewählte Werke, Zürich 1956.

QUELLEN: Die Biographie von DONALD WEDEKIND läßt sich bisher nur aus ARTUR KUTSCHERS Biographie von FRANK WEDEKIND und aus der Briefsammlung WEDEKINDS, herausgegeben von FRITZ STRICH, gewinnen, so EDWARD ATTENHOFER in der *Lenzburger Zeitung* 1956, Nr. 40, und 1957, 5. März. – J. V. WIDMANN, *Ultra Montes*, Sonntagsblatt des *Bundes* 1903, Nr. 19. – FERDINAND HARDEKOPF, *Donald Wedekind*, in *Neue Zürcher Zeitung* 1948, Nr. 1195. – CARL SEELIG, *Donald Wedekind als Erzähler*, in *National Zeitung* 1956, Nr. 574. – Briefe von DONALD WEDEKIND und Erstausgaben in der Kantonsbibliothek Aarau, Geschenk von Frau EMILIE PERRÉ-WEDEKIND.

Nold Halder 906

Wedekind, Frieda Marianne Erika, von Lenzburg, Konzert- und Opernsängerin, * 13. November 1868, † 10. Oktober 1944. Erika Wedekind, Schwester von Donald und Franklin Wedekind (s. d.), ist in

Hannover geboren, verlebte aber ihre Jugendzeit seit 1872 auf Schloß Lenzburg. Nach dem Besuch der Bezirksschule trat sie 1884 in das Aargauische Lehrerinnen-seminar in Aarau ein, das sie 1887 mit dem Lehrerinnenpatent verließ. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lausanne widmete sie sich in Lenzburg und Zürich dem privaten Musikstudium in Gesang und Klavier, da ihre Lehrer in Lenzburg (Fischer, Gugel und Hesse) und in Aarau (Burgmeier) die außerordentliche musikalische Begabung der Schülerin schon früh erkannt und gefördert hatten. Ihr Vater widersetzte sich allerdings dem Besuch eines Konservatoriums, so daß Erika Wedekind vorerst ihre Talente dem musikalischen Leben von Lenzburg zur Verfügung stellte, wo sie in verschiedenen Konzerten als Sopranistin und im Musikverein und in der Liebhabertheatergesellschaft als Schauspielerin auftrat. Nach dem Tode ihres Vaters (1888) war der Weg zur eigentlichen Ausbildung als Koloratur- und Opernsängerin frei. Sie wurde 1890 Schülerin von Gustav Scharfe und 1891 der vielgefeierten Sängerin Aglaja Orgeni in Dresden, wo sie in wenigen Jahren den Gipfel der Gesangskunst erreichte. Sie verließ 1894 das Konservatorium mit der höchsten Auszeichnung und wurde nach einem sensationellen Debut als Frau Fluth in Nicolais Oper *Die lustigen Weiber von Windsor* an das Dresdener Hoftheater engagiert, nachdem sie schon 1892 und 1893 auf der Bühne und im Konzertsaal in Lenzburg, Zürich und Dresden große Erfolge erzielt hatte. Schon von Anfang an wurden ihr die großen Rollen ihres Faches anvertraut, und während ihrer fünfzehnjährigen Tätigkeit an der Hofoper hatte sie sich ein Repertoire von 73 Rollen angeeignet, die in erster Linie die berühmten deutschen, französischen und italienischen Spielopern, aber auch die heitern, schelmischen und gefühlsinnigen Soubrettenrollen der damals geläufigen Operettenliteratur umfaßten. Durch ihre verfeinerte und anmutige Darstellungskunst und ihre herrliche, nüancenreiche

Stimme vermochte die «Lenzburger Nachtigall» schon längst vergessene Spielopern zu neuem Leben zu erwecken und auch unbedeutende Kompositionen zu adeln.

Neben ihrer anstrengenden Tätigkeit in Dresden, wo sie von 1894 bis 1909 in 1134 Aufführungen aufgetreten ist – 1898 allein 99 mal – absolvierte Erika Wedekind bis 1918 1034 auswärtige Bühnengastspiele und Konzerte, die sie, oft mehrmals, in alle Hauptstädte Europas führten, wo sie unerhörte Triumphe feierte (besonders in London und Paris). Daneben verschmähte sie es nicht, auch in kleineren Städten, vor allem in Deutschland, Holland und der Schweiz, aufzutreten. Ihrer Heimat Lenzburg blieb sie treu und sang wiederholt an Jugendfesten in der Stadtkirche und im Gemeindesaal über der alten Metzg!

Ihre Stimme, die leider durch keine Schallplatten festgehalten ist, wird von den bedeutendsten und strengsten Musikkritikern der Zeit als ein wahres Phänomen bezeichnet. Mit einer vollendeten Technik meisterte sie jede Schwierigkeit: ihre Triller waren so fein und zart wie das Schwirren eines Bienenflügels, ihre Mezzavoce und Pianissimi waren wie ein elfenhafter Hauch, ihr Timbre jugendfrisch und perlend, der Ausdruck zart und warm voll süßem Wohllaut, die höchsten Höhen immer siegreich und kräftig. Auf jedem einzelnen Ton spielten Lichter und Farben wie Feuerwerk am Nachthimmel. Die Geschmeidigkeit der Koloratur Erika Wedekinds verschaffte seit dem Abgang der Patti dem Koloraturgesang wieder neue Bewunderer eines aus der Mode und in Verruf gekommenen musikalischen Ausdrucksmittels.

Erika Wedekind wurde mit Auszeichnungen und Ehrungen überhäuft. Von fast allen europäischen Potentaten erhielt sie Orden, Medaillen und Geschenke; sie führte den Titel einer königlich sächsischen und großherzoglich hessischen Hof- und Kammersängerin, war Ehrenmitglied verschiedener Stadttheater und Vereine usw. Von 1914 bis 1930 wirkte sie als Ge-

sangmeisterin in Dresden, um ihre hohe Kunst, ihre ausgezeichnete Schulung und reiche Erfahrung einer jüngeren Generation zu vermitteln. 1930 übersiedelte sie mit ihrem Gatten nach Zürich. Sie hatte sich im Herbst 1898 mit ihrem Jugendfreund *Walther Oswald* (1864–1950), dem Sohn der aargauischen Dichterin *Fanny Oswald-Ringier* (s. d.), verheiratet, der nach mehrjähriger juristischer Tätigkeit in Lenzburg, Aarau und Basel in die Dienste der Generaldirektion der sächsischen Staatsbahnen in Dresden trat und schließlich mit dem Titel eines Geheimrates zum Direktor der Verkehrsabteilung der Reichsbahndirektion Dresden ernannt wurde. Dem Ehepaar Oswald-Wedekind wurde eine Tochter geboren. Dem Aargau blieb Erika Wedekind bis zu ihrem Tode verbunden, vor allem durch die Mutter († 25. März 1916 in Lenzburg), von der sie das Temperament und die musikalisch-theatralische Begabung geerbt hatte (siehe unter Wedekind Donald), dann aber auch durch die Verwandten ihres Gatten und die Jugendfreundinnen, die alle den beispiellosen Aufstieg des «kleinen Persönchens» zur höchsten Künstlerschaft und zu internationalem Ruhm mit großer Anteilnahme verfolgten.

QUELLEN: EMIL BRAUN, *Berühmte Lenzburger Sängerinnen: III. Erika Wedekind*, in *Lenzburger Neujaarsblätter* 1933, mit Bild und Literaturangaben. – ARTHUR KUTSCHER, *Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke*, 3 Bände, München 1922–1934. – SOPHIE HAEMMERLI-MARTI, in *Mis Argäu*, Aarau 1939, Abschnitte *Bis Wedekinds uf em Schloß* und *De Franklin*. – MARTHA RINGIER, *Ein Gedenkblatt für Walther Oswald*, in *Lenzburger Neujaarsblätter* 1953. Nold Halder 907

Wedekind, Frank (Benjamin Franklin), von San Francisco, *24. Juli 1864, †9. März 1918. Schriftsteller und Dramatiker. Frank Wedekind, wie er sich später nannte, ist in Hannover geboren und verlebte seine Jugendzeit auf dem väterlichen Schloß zu Lenzburg. (Über seine Eltern siehe den Artikel *Donald Wedekind*.) Er war das

zweitälteste von sechs Geschwistern, besuchte die Schulen von Lenzburg und von 1879 bis 1883 die Kantonsschule in Aarau. Obwohl jünger als die meisten seiner Mitschüler, war er bald der Mittelpunkt eines kleinen, geistig regsamen Kreises, der sich als «Senatus poeticus» um den frühreifen Jüngling scharte. Dieser machte sich schon äußerlich mit Knebelbart und Tabakpfeife, vor allem aber durch betonten Schlendrian, frivolen Witz, gutmütige Aufsässigkeit und eine erstaunliche poetische Fertigkeit im Stile von Wieland, Bürger und Heine den Kameraden und Lehrern in unterschiedlicher Weise bemerkbar. Zu seinen bevorzugten Jugendfreunden gehörten der spätere Schriftsteller Adolf Vögtlin (s. d.), der lyrisch begabte künftige Bürgermeister von Köln Walter Laué und der nachmalige Regierungsrat Oskar Schibler (s. d.), mit welchem ihn eine besonders innige «Blutsfreundschaft» verband, die sich in philosophierenden Briefen und weltschmerzlichen, neben pubertätserotischen auch reifere und tiefere Töne anschlagenden Gedichten äußerte. Die intensiv in goldiger Freiheit und Träumerei erlebte Jugendzeit im romantischen Schloß Lenzburg, erfüllt vom Wetterleuchten der schwierigen Familienverhältnisse und der Sorglosigkeit einer närrischen jungen Welt, und die mehr dichtend als trachtend verbrachten Mittelschuljahre in der relativ großzügigen Atmosphäre der Aarauer Kantonsschule waren die einflußreichsten Perioden im Leben Frank Wedekinds, der noch als anerkannter Dichter und vollendeter Weltmann nicht loskam von den Erinnerungen und Eindrücken seiner Jugend. Somit ist es nicht verwunderlich, daß manches seiner Werke in den frühen Erlebnissen wurzelt oder die Züge der Jugendlandschaft und die vertrauten Gesichter und Namen ihrer Bewohner festhält, so in den Skizzen und Fragmenten *Der Schloßgeist*, *Marianne*, *Fanny*, *Kitsch*, *Schloß Wildenstein*; in manchen *bukolischen* und *lyrischen Gedichten*, in *Bänkelgesängen* und in den Epen *Hänsecken* und

Felix und Galathea; in den Erzählungen *Gährungen*, *Der Brand von Egliswyl*, *Der Greise Freier*; in den Schauspielen *Die junge Welt oder Kinder und Narren*, *Der Schnellmaler*, *Frühlingserwachen*, *Musik*, *Franziska*, *Oaha* und *Schloß Wetterstein*. Mit der aargauischen Mundart vertraut, stets aber sein gepflegtes Hannoveranisch sprechend, hat er das Schweizerdeutsch (allerdings in einer grotesken phonetischen Schreibweise) als charakterisierendes Element in den Dramen *Büchse der Pandora* und *Schloß Wetterstein* verwendet; das alamannische «chaib» blieb ihm zeitlebens als kraft- und gefühlvolles Relikt seiner namentlich in Deutschland an ihm aufgefallenen «Verschweizerung». Die Liebe zum Theater verdankt Frank Wedekind dem Fluidum seiner Lenzburger Heimat. Hier wirkte Fanny Oschwald-Ringier (s. d.) als Verfasserin reizender Mundartstücke und als Festspiieldichterin, eine Liebhabertheatergesellschaft wagte sich an Schauspiele wie Schillers *Maria Stuart* oder Laubes *Graf Essex*, die Musikvereine spielten Opern und Operetten und die Kadetten lieferten den farbenprächtig kostümierten Freischaren wahre Theaterschlachten unter freiem Himmel. Anregungen genug für einen phantasiebegabten Jüngling, dem wie seiner Schwester Erika (s. d.), das Theaterblut von der Mutter vererbt worden war. So beschäftigte sich schon der Dreizehnjährige mit einem orientalischen Schauspiel, der Fünfzehnjährige mit dem Schauerdrama *Die Verzweifelten* und der Achtzehnjährige mit der Travestie *Das Gastmahl des Sokrates*. In der Kantonsschülerverbindung «Industria» und im Dichterbund trat er mit wohlklingender Stimme als Rezitator und Kabarettist auf, spielte mit Hans Fleiner (s. d.), der später selber ein Theaterstück verfaßte, eine Rolle in R. Jonas' *Nette Mieter* und trug 1883 am Schlußabend der Kantonsschule einen schwungvollen selbstverfaßten Prolog vor, mit dem er sich einen glänzenderen Abgang von der Schule verschaffte als mit dem mittelmäßigen Reifezeugnis.

Die Stationen des weiteren Lebenslaufes von Frank Wedekind seien hier nur mit Stichworten festgehalten, da die reiche biographische Literatur leicht zugänglich ist: 1884 Hochschulstudium (französische Literatur) und Besuch der Malerakademie in Lausanne; dann juristisches Studium in München und Beschäftigung mit Theater, Musik und Kunstgeschichte; 1886 Reklame- und Pressechef bei Maggi in Kemptthal und Verkehr mit dem Zürcher Dichterkreis «Das junge Deutschland» (Karl Henckell, Bruder des Gründers der Lenzburger Konservenfabrik Gustav Henckell (s. d.), Gerhard und Carl Hauptmann, Otto Erich Hartleben, Hermann Bahr und andere); 1887/1888 wieder an der juristischen und philosophischen Fakultät in München; 1888 in Lenzburg (Tod des Vaters); 1889 als freier Schriftsteller in Berlin und in München; 1890/1891 in Paris, 1894 in London, 1895/1896 als Rezitator Cornelius Mine-Haha in der Schweiz; 1896 Mitbegründer und Mitarbeiter des *Simplissimus* in München; 1899/1900 wegen Majestätsbeleidigung auf der Festung Königstein; 1901 bis 1903 Mitglied des Kabarett «Elf Scharfrichter» in München; fortan bald in Berlin, Leipzig, Dresden und in der Schweiz, aber seit 1908 hauptsächlich in München lebend, oft auf Reisen als Schauspieler, Interpret und Vorleser eigener Werke. 1906 verheiratete er sich mit der talentierten und sich für ihn aufopfernden Schauspielerin Tilly Newes von Graz, die ihm zwei Töchter schenkte. Er starb 1918 in München an den Folgen einer Operation, unmittelbar nach einer Gastspielreise durch die Schweiz, bei welchem Anlaß er zum letztenmal Aarau und Lenzburg besuchte.

Die Lebensstationen Frank Wedekinds markieren einen langen und mühevollen Weg aus tastenden Anfängen (*Der Schnellmaler*, 1887, *Die junge Welt*, 1889), über sensationelle Anläufe (*Frühlingserwachen*, eine Kindertragödie, 1891; *Der Liebestrank*, 1891/1892) zu einsam-genialer Meisterschaft (*Erdgeist*, 1893/1894; *Die*

Büchse der Pandora, 1893/1894; *Der Marquis von Keith*, 1900; *Feuerwerk*, Erzählungen, 1905 usw.). Trotz Verhöhnung, Verfolgung, Verzweiflung und Not (1895 bis 1904) kämpfte er heroisch-konsequent für einen neuen Gattungs- und Zeitstil im Drama durch Überwindung der Romantik, des Naturalismus (Ibsen und Hauptmann), des Impressionismus und Ästhetizismus. Stets auf der Suche nach dem unverlogenen Menschen kämpfte er, im Herzen ein Anhänger bürgerlicher Ordnung und Wohlfahrt, gegen die Scheinmoral und falsche Sentimentalität, den Pseudo-Idealismus und Hyper-Materialismus, die Unnatur und Verkümmern des herrschenden Bürgertums. Seine als unsittlich verschrienen Werke waren gedacht als Zerrbilder der menschlichen Niedertracht, Lüge, Scheinheiligkeit und Grausamkeit – sie waren Weckrufe für eine neue «Moralität», zwar von makabrer Einseitigkeit, aber sittlicher Größe. Wie Schiller war er ein Moralpathetiker und betrachtete das Theater als «Moralische Anstalt», derer er sich mit einer vehementen erzieherischen Zielstrebigkeit für seine weltanschaulichen Ideen bediente.

Das Urteil über Frank Wedekind schwankte lange zwischen unkritischem Lob und fanatischer Ablehnung und gewann erst nach dem Überblick des Gesamtwerkes und der Herausgabe seiner Briefe an Sicherheit und Objektivität. Die Wedekind-Literatur, vor allem in Zeitschriften und Feuilletons, ist schon beinahe unübersichtlich geworden. Man ist sich heute einig, daß er als einmaliger und schöpferischer Dichter zu gelten hat, der unter anderem den Expressionismus nachhaltig beeinflusste und sich, in historischem Sinne, in der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte einen bleibenden Platz zu erobern wußte. Eine Wedekind-Renaissance hängt vom Rhythmus der Zeit- und Kunstströmungen ab.

WERKE: *Gesammelte Werke*, Gesamtausgabe letzter Hand, 6 Bände, München 1912ff.; Band 7: *Letzte Werke*, herausgegeben von ARTUR KUTSCHER, München 1920; Bände 8

und 9: *Nachlaß*, herausgegeben von ARTUR KUTSCHER und JOACHIM FRIEDENTHAL, München 1919/1920. – *Gesammelte Briefe*, 2 Bände, herausgegeben von FRITZ STRICH, München 1924. – *Ausgewählte Werke*, 5 Bände, herausgegeben von FRITZ STRICH, München 1924. – *Prosa, Dramen, Verse*, herausgegeben von HANSGEORG MAIER, München 1954. – *Lautenlieder*, herausgegeben von ARTUR KUTSCHER und H. R. WEINHÖPPEL, München 1920. – Zahlreiche Einzel- und bibliophile Ausgaben. – *Prolog, vorgetragen an der Abendunterhaltung der Kantonsschule*. Erstes gedrucktes Werk, Aarau 1883.

QUELLEN: ARTUR KUTSCHER, *Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke*, 3 Bände, München 1922–1931. – Derselbe, in *Deutsches Biographisches Jahrbuch*, Überleitungsband II, 1917–1920, mit Literaturangaben von 1905 bis 1927, Berlin 1928. – FRIEDRICH GUNDOLF, *Frank Wedekind*, in *Trivium*, Zürich 1948, und separat, München 1954. – WILLI REICH, *Frank Wedekind*, Selbstdarstellung, München 1954. – Die Verhältnisse der Familie Wedekind auf Schloß Lenzburg hat GERHARD HAUPTMANN in seinem Trauerspiel *Das Friedensfest*, eine Familienkatastrophe, (1890) auf Grund vertraulicher Mitteilungen seines Freundes FRANK dichterisch gestaltet. WEDEKIND antwortete auf diese Indiskretion mit dem Lustspiel *Die junge Welt* (1897), in welchem er HAUPTMANN als naturalistischen Stoffjäger lächerlich machte.

Über FRANK WEDEKINDS Jugendzeit: ERNST ZSCHOKKE, *Frank Wedekind*, Aarauer Erinnerungen, in *Aargauer Tagblatt* vom 24. Juli 1934. – HUGO LÜTHY, *Frank Wedekind und die Industria*, in *Industria Aarau, 1859–1934*, Festschrift zum 75. Jubiläum, Aarau 1934. – SOPHIE HAEMMERLI-MARTI, *Mis Aargäu*, Kapitel *Bis Wedekinds ufem Schloß und De Franklin*, Aarau 1939. – Dieselbe: *Franklin Wedekind auf der Kantonschule*, in *Aarauer Neujahrsblätter* 1942. – NOLD HALDER, *Frank Wedekind und der Aargau*, im 100. Semesterblatt des Altherrenverbandes *Industria*, Aarau 1952. – Die Kantonsbibliothek Aarau besitzt Briefe und Dedikationsexemplare von FRANK WEDEKIND; siehe auch OSKAR SCHIBLER. Nold Halder 908

Wegmann, M. J., Verfasser der *Rumfordischen Suppe*. Anno 1834 erschien im Verlag von J. Diebold dem Jüngern in

Baden das Bändchen *Rumfordische Suppe* von M. J. Wegmann, mit dem Vermerk: «Nach des Verfassers Tod herausgegeben.» Das Vorwort schrieb Wegmann im Herbstmonat 1826 in Frick. Er sagt darin, daß ihm «in den Jahren 1819 bis 1826 der Himmel unselige Muße verlieh», frühere Aufzeichnungen zu diesem Bändchen zusammenzustellen. Auf Seite 92 wird ein Arzt namens Schnebli als guter Freund apostrophiert. Andere biographische Daten sind der vermutlich einzigen Veröffentlichung des Verfassers nicht zu entnehmen. Er ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit identisch mit jenem Markus Wegmann, den die Badener Amtsbücher als Bürger von Baden und als Hilfsgeistlichen im Fricktal verzeichnen, und zwar mit dem Geburtsdatum des 16. Januar 1789 und dem Todesdatum des 21. Januar 1828, wozu noch als Ort der Beerdigung Frick angegeben ist. Außerdem werden ein Kaspar Wegmann als Vater und eine Elisabeth Voser von Neuenhof als Mutter dieses Mannes genannt.

Die *Rumfordische Suppe*, ein Büchlein von 139 Seiten, dessen sinnbildlicher Titel eine damals weitbekannte, nahrhafte Volksspeise bezeichnet, enthält in bunter Folge Aphorismen, Sprüche, Epigramme, Rätsel, lyrische und episch-didaktische Gedichte. Das Interesse Wegmanns ist vorzugsweise den Problemen des sittlichen Verhaltens zugewandt. Er erörtert sie aus frommer, gemüthafter Gesinnung und zugleich mit scharf realistischem Blick für das Treiben der Welt und die Abgründe des Seelenlebens. Von rationalistischer Einseitigkeit hält er sich ebenso fern wie von schwärmerischem Gefühlsdenken. Zeiterscheinungen werden zuweilen mit satirischen Glossen bedacht. Gewisse freimütig kritische Äußerungen lassen vermuten, daß Wegmann den Einfluß des damals sich kraftvoll entfaltenden liberalen Katholizismus erfuhr. Mannigfaltig und oft originell ist seine bildliche Ausdrucksweise. Damit und auch mit andern Eigentümlichkeiten des Stils erweist er

sich als ein Nachfahre des im Vorwort zitierten Jean Paul.

Robert Mächler 909

Wehrli, Leo, * 25. Februar 1870 in Aarau, † 28. März 1954 in Zürich, Professor an der Höheren Töchterschule in Zürich. Seine Vorfahren stammten aus Küttingen. Sein Vater war Leiter der Allgemeinen Aargauischen Ersparniskasse in Aarau. Leo besuchte die Schulen von Aarau und wurde von Professor Mühlberg besonders angeregt. Er gründete und leitete als Kantonsschüler ein Schülerorchester. Er studierte nach der Maturitätsprüfung zwei Semester Naturwissenschaften und Musik in Berlin, dann in Zürich Botanik, Chemie, Mineralogie und besonders bei Professor Albert Heim Geologie. Seine bei U. Grubenmann abgeschlossene Dissertation behandelte das Dioritgebiet von Schlams bei Disentis. Von 1896 bis 1898 war er argentinischer Landesgeologe und hat als solcher bei Grenzbereinigungen in zwei Jahren die Anden fünfmal durchquert. Mit rauen Gesellen, Pferden und Maultieren lebte er monatelang im Zelt in der Pampa, im Urwald und im Hochgebirge. Er lehnte damals eine Wahl an das staatliche argentinische Museum als Landesgeologe ab, kam nach Zürich, gründete einen eigenen Hausstand mit Margrit Frey und übernahm 1890 eine Lehrstelle als Professor der Chemie und Geologie an der Höheren Töchterschule in Zürich, die er 35 Jahre bekleidete.

Leo Wehrli war eine zu allseitige, zu impulsive und zu originelle Natur, um im Lehramte zu ergrauen. Es zog ihn immer wieder hinaus zu Expertisen für geologische Fragen wie das Vorkommen von Kohle und die Rohmaterialien für Ziegeleien und Zementfabriken. Seine reiche Tätigkeit als Forscher legte er in etwa 200 Publikationen nieder. Sie geben ein umfassendes Bild seiner Arbeit als Geologe, Petrograph, Geograph und Photograph, und sie sind Zeugnis seiner gewandten Feder und seiner Vertrautheit

mit der Natur unseres Landes und des Mittelmeergebietes.

Die Freude an der Geologie und an verwandten Wissenschaften und die Vertrautheit mit vielen Menschen kamen am schönsten zum Ausdruck in der regen, wohl einzig dastehenden Vortragstätigkeit Leo Wehrli. Von den vielen von ihm gemachten Aufnahmen kolorierte seine Frau über 15 000 Diapositive, die er immer wieder für Vorträge benützte. Er hat Tausende von Lichtbildervorträgen gehalten in geologischen und geographischen Gesellschaften des In- und Auslandes. Wenn die Geologie in unserem Lande ein Lieblingsgebiet der Naturwissenschaften geworden ist, so verdankt sie diese Vorzugsstellung Albert Heim und Leo Wehrli. Von 1921 bis 1954 war er Förderer und bevorzugter Dozent an der Zürcher Volkshochschule. Seinen letzten Kurs als 83jähriger hielt er im Winter 1953 vor 200 Hörern. Die Musik hat ihm in seinem langen Leben viel Freude bereitet, und er hat sich im Männerchor Zürich als Sänger aktiv betätigt.

Unsere Bergwelt fesselte ihn, und er war ein berufener Verkünder ihrer Größe und Schönheit, Ehrenmitglied des Schweizerischen Alpen-Clubs und seiner größten Sektion Uto. Leo Wehrli war eine begabte, vielseitige, fleißige, stets die Wahrheit suchende und für sie kämpfende Persönlichkeit, die seinen Mitmenschen viel geboten hat. Er war auch äußerlich mit seinem mächtigen Haarwuchs und wallenden Bart eine markante Erscheinung.

Ein Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Arbeiten, zusammengestellt von seiner Frau, findet sich in den *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1954*.

Adolf Hartmann 910

Wehrli, Werner, von Küttigen, * 8. Januar 1892 in Aarau, † 27. Juni 1944 auf Rigi Klösterli, Sohn von Rudolf Wehrli (1839 bis 1931) und der Anna geborene Peyer (1850 bis 1930). Besuch von Bezirksschule und Gymnasium Aarau. Die musikalische Begabung zeigt sich früh.

Ersten Unterricht erteilt ihm die Mutter, später Franz Rödelberger, der ihn auch zum Ensemble- und Orchesterspiel heranzieht und den Grund legt zur umfassenden Kenntnis der Musikgeschichte. Kompositionsversuche schon in der Knabenzeit. 1908/1909 Vertonung von Gedichten der Sophie Hämmerli-Marti. Nach der Maturität 1911 Studium der Naturwissenschaften, hierzu angeregt durch seine Liebe zur Natur wie durch Friedrich Mühlberg und seinen Bruder, den Zürcher Professor Leo Wehrli. Beginn der Studien an der Universität München. Wehrli wird aber bald vom Musikleben der Isarstadt mächtig ergriffen, für Richard Wagner und Strauß begeistert. Nach schwerer Erkrankung faßt er im Einverständnis mit den Eltern den Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen, studiert am Konservatorium Zürich unter Lothar Kempter, Attenhofer und Hegar, geht für 1913/1914 nach Basel, um neben Musik auch Kunstgeschichte und Physik zu studieren. Namentlich interessiert ihn die Akustik, die später seinen Glockenexpertisen in der Glockengießerei Rüttschi zustatten kommt. 1914 in Berlin bei Hugo Kretzschmar. Für sein G-Dur-Streichquartett wird er mit dem Frankfurter Mozart-Preis ausgezeichnet. Dieser bedingt ein zweijähriges Studium am Hochschen Konservatorium in Frankfurt. Hier Freundschaft mit Paul Hindemith, mit Irma Bartholomae, seiner späteren Gattin, und mit dem Heilpädagogen Heinrich Hanselmann. 1916 in Basel bei Hans Huber.

Im Frühjahr 1918 wird Werner Wehrli als Musiklehrer an das Aargauische Lehrerinnenseminar als Nachfolger von Eugen Kutschera gewählt. Die Leitung des Aarauer Cäcilienvereins (1920 bis 1930) und des Frauenchors Brugg (1924 bis 1938) gibt ihm Anlaß zu einigen der schönsten Kompositionen. Trotz starker beruflicher Inanspruchnahme und wiederholter schwerer Erkrankung ist er in diesen Jahren von einer erstaunlichen Produktivität. 1941 bringt er im Auftrag der

Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zusammen mit Alfons Maißen die große Sammlung rätoromanischer Volkslieder in die endgültige Form, wie sie 1945 in der *Consolazium dell'olma devoziusa* veröffentlicht wurde.

Der früh Verstorbene hinterließ ein umfangreiches musikalisches Oeuvre, Festspiele, Schulopern, Kompositionen für besondere Anlässe, Lieder und Kammermusik, schließlich die von vielfältigem Leiden und düsteren Stimmungen durchzitterten Schöpfungen *Das Weltliche Requiem* (1928) und die *Wallfahrt* (1938). Von ihm ging ein Hauch des Poetischen begeisternd auf die Schülerinnen über.

Siehe *Lebensbilder*, S. 447–54, von KARL MEULI.

Otto Mittler 911

Weibel, Adolf, * 1. Juni 1840 in Muri, † 7. Mai 1908 in Brugg, Arzt, Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden. Sohn des Arztes und Bezirksamtmanns Joseph Weibel und seiner Ehefrau Kreszentia geborene Isler. Den Vater veranlaßte der Kampf um die Klosteraufhebung, das einjährige Knäblein mit seiner Mutter nach Zürich zu schicken, um beide vor der aufgeregten Bevölkerung zu schützen.

Später rollte der Widerhall der Kanonenschläge des Sonderbundfeldzugs durch das Tal, und der Knabe sah den General Dufour, von seinem Vater begleitet, durch das Dorf reiten. Als der Siegesruf der Eidgenossen ertönte, ist er mit auf das Gefechtsfeld von Gisikon gefahren, in jungen Jahren schon unbewußt ein patriotischer Republikaner.

In die Genfer Wirren des Jahres 1864 fiel des aufgeschlossenen, jungen Mannes erster Militärdienst, indem er bei der durch den Aufstand veranlaßten eidgenössischen Okkupation von Genf zu einem Aargauer Bataillon als Militärarzt und zugleich wegen seiner musikalischen Befähigung als Musikinstruktor (!) einberufen wurde.

Zwei Tage vor der Übergabe von Straßburg im Deutsch-Französischen Krieg be-

sichtigte er als schweizerischer Militärarzt in Begleitung von Freunden und mit Empfehlungen des Schweizerischen Bundesrats die Verheerungen der Belagerung, einige Schlachtfelder und die Militärspitäler in Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe.

Nach dem Übertritt der Bourbaki-Armee auf Schweizer Gebiet wurden 1200 Mann französischer Truppen in den Räumen des Klosters Muri untergebracht, und Weibel wurde als Militärarzt mit seinem Schwager Weißenbach zur Besorgung von 500 Mann, die sich krank meldeten, aufgeboten; es war, da Pocken- und Typhusepidemien aufgetreten waren und nur verhältnismäßig wenige Sanitätsmannschaft zur Verfügung stand, eine aufopfernde Tätigkeit Tag und Nacht.

Die Tage in Muri, wo er in der Blüte seines Lebens mit getreuen Gesinnungsgenossen aufrechtstand, rechnete er trotz vieler Widerwärtigkeiten zu den schönsten seines Lebens, denn dort verbrachte er auch die rosigen Stunden des ersten Eheglücks, da er 1869 seine Gattin Cécile, geborene Weißenbach an den Altar des Hauses führte. Und sein höchstes Ziel ist es am Ende seines Lebens geworden, daß er als Experte aus dem reichen Schatz seiner erworbenen Fachkenntnisse heraus der alten Heimatgemeinde Muri wieder eine große kantonale Pflegeanstalt in den Klosterräumlichkeiten schenken wollte.

Von einem Privatlehrer, dem Sekretär seines Vaters, wurde er spielend auf die Bezirksschule vorbereitet. 1856 in die zweite Klasse des Gymnasiums in Aarau aufgenommen, bestand er 1859 die Maturitätsprüfung, studierte in München, Würzburg, Zürich, Prag und Wien Medizin, bestand im Frühjahr 1864 das Staatsexamen in Aarau und wurde als Arzt patentiert, diente ein Jahr als Unterarzt in Königsfelden und praktizierte dann sieben Jahre lang während der Krankheit und nach dem Tode seines Vaters in Muri, wo er auch einige Jahre als Bezirksarzt funktionierte.

Als 1872 die neue Anstalt in Königsfelden der Vollendung entgegenging, be-

warb er sich erfolgreich um die Stelle des zweiten Arztes und siedelte am 1. Juli 1872 dahin über, um nun ganz seinem Lieblingsfach, der Behandlung Geisteskranker, zu leben. 1891 wurde er der Nachfolger Schaufelbüels, des Erbauers und ersten Direktors der neuen Anstalt.

Ein ernstes, ruhiges Wesen, Wohlwollen und ungewöhnliche Herzensgüte, ein feiner Takt im Umgang mit den Kranken, unermüdliche, nie versagende Geduld, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein feines psychologisches Verständnis, eine bewundernswerte Ruhe und Selbstbeherrschung in den schwierigsten Situationen qualifizierten ihn in hervorragendem Maße zum Psychiater, gewannen ihm die Herzen aller, die mit ihm verkehrten, und vorab das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Kranken.

Nie nach Ehren und äußerem Erfolg haschend, hat er 29 Jahre lang in Königsfelden gewirkt und in stiller innerer Tätigkeit und rastloser Hingabe Großes für die Anstalt geleistet und darin seine Befriedigung gesucht und gefunden. 1902 trat er von seiner Stelle zurück und erholte sich in Brugg geistig und körperlich von seiner aufreibenden Tätigkeit. Am 7. Mai 1908 erlag er unerwartet und ohne Vorboten einem Herzleiden.

BIBLIOGRAPHIE: V. JAHN, *Direktor Adolf Weibel*, in *Brugger Neujaarsblätter* XX (1909) 15–24. – A. KIELHOLZ, *Die aargauische Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden*, Festschrift, herausgegeben zum 60jährigen Jubiläum der neuen Anstalt, S. 11–2, Zürich o. J. – L. FRÖLICH, *Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Beerdigung des Herrn Direktor Adolf Weibel*, Aarau 1908.

Arthur Kielholz 912

Weibel, Adolf, * 6. Juli 1870 in Muri AG, † 12. März 1952 in Aarau. Kunstmaler, Professor für Kunstzeichnen an der Aargauischen Kantonsschule und am Lehrerinnenseminar Aarau, Konservator der kantonalen Kunstsammlung. Sohn des Arztes und Direktors der Pflegeanstalt Königsfelden Dr. Adolf Weibel von Muri und der Cäcilia geborene Weißenbach

von Bremgarten. Sein Großvater, der Arzt und Bezirksamtman Dr. Josef Weibel in Muri, war einer der markantesten Volksführer von 1830.

Von Königsfelden aus besuchte Adolf Weibel die Stadtschulen von Brugg und das Gymnasium der Kantonsschule in Aarau. Die Jahre 1890 bis 1891 verbrachte er zu Studienzwecken in Paris (Ecole Nationale des Arts Décoratifs) und die folgenden in Karlsruhe und Basel (Kunstgewerbeschulen). 1897 wurde Adolf Weibel als Zeichenlehrer an die Bezirksschule in Aarau gewählt und 1912 in gleicher Eigenschaft an die Kantonsschule und an das Aargauische Lehrerinnenseminar in Aarau, wo er bis zu seinem Rücktritt 1935 tätig war.

Adolf Weibel gab sein Bestes nicht nur in der Schule als Lehrer, sondern vor allem in seinem künstlerischen Schaffen als Maler. Um die Jahrhundertwende existierte im Aargau noch keine Vereinigung der bildenden Künstler. Als sich die Maler Bolens, Burgmeier, Steiner, Geiger und andere zu einer Gruppe zusammenschlossen, wählten sie Adolf Weibel zu ihrem Präsidenten. Er verstand es, der jungen Vereinigung, aus der die heutige Sektion Aargau der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten herausgewachsen ist, rasch Ansehen und damit die Grundlage einer blühenden Entwicklung zu verschaffen.

Dem Aargauischen Kunstverein widmete Adolf Weibel lange Jahre seine Kraft und Zeit als Aktuar, und 1925 übernahm er, als Nachfolger von Carl Feer, das Amt des Konservators der kantonalen Kunstsammlung. Seinem guten Blick haben wir es weitgehend zu verdanken, daß in unserem Museum die zeitgenössische Schweizer Kunst vorbildlich vertreten ist. Werke von Amiet, Auberjonois, Blanchet, Giacometti, neben solchen der Aargauer Kollegen, belegen eindrücklich seinen in die Zukunft gerichteten, offenen Sinn und sein nie versagendes Qualitätsgefühl.

Auch in der Vereinigung für Heimatschutz hat sich Adolf Weibel betätigt. Er

steht hier in der Reihe der Gründer. In einer Zeit, da die Grundsätze des Natur- und Heimatschutzes von der großen Mehrheit des Volkes abgelehnt und angefochten wurden, hat er als Obmann und Vorstandsmitglied es verstanden, durch seine vermittelnde Art viele Schwierigkeiten zu überbrücken. Sein Verständnis für das gute Neue bewahrte ihn davor, einseitig oder kleinlich alles Alte zu verteidigen.

Und nun sein Werk. Man kennt es aus seiner großen Ausstellung von 1935, aus den Ausstellungen der Aargauer Sektion der GSMBA, der Schweizerischen Nationalen Kunstausstellung und den Turnusaussstellungen des Schweizerischen Kunstvereins. Der Maler hat früh Anerkennung gefunden, seine Bilder hängen in Museen und Privathäusern. Adolf Weibel war hauptsächlich Landschaftsmaler, aber bei aller Liebe und Gebundenheit an die Landschaft ist er in seiner Arbeit doch nie ihr Sklave geworden. Er verlor sich nicht in photographischer Gegenständlichkeit, ob er im Jura, an der Aare, im Mittelland, im Tessin oder am Mittelmeer malte, immer interessierte ihn vor allem die farbige Erscheinung der Dinge, ihre Harmonie, ihr Rhythmus, die Verteilung von Licht und Schatten. So hat sich seine Palette nie wesentlich geändert. Sie blieb bei allem Formenwandel hell, farbenfreudig, lebensbejahend. Neben der Landschaft hat er in seinem Schaffen keinem andern Thema einen nennenswerten Raum gewährt.

Mit 65 Jahren zog sich Adolf Weibel von seinem Lehramt zurück und einige Jahre später verzichtete er auf die Stelle des Konservators und gab seinen Austritt aus dem Kunstverein und der Vereinigung für Heimatschutz. Den Lebensabend verschönerte er sich dadurch, daß er die Bilder, die sein Heim schmücken, abzeichnete. Erst während der letzten zwei Jahre haben Pinsel und Palette geruht. Seine Gemälde und Aquarelle halten das Andenken wach an einen weltoffenen, stillen und gütigen Menschen, der mit

seelischem Takt und innerer Anteilnahme vielen ein hilfsreicher Freund war.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Heimatschutz XVII* (1922) Heft 4, S. 58–62, Wettbewerb: Telefonmasten. – *Heimatschutz XXVII* (1932) Heft 3, S. 49–55: Splügen, ein vom Untergang bedrohtes Bergdorf.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Supplement, 4. Lieferung, S. 862. – *Welt und Leben*, Beilage zum *Aargauer Tagblatt*, Nr. 39 (1935): Zur Gemäldeausstellung ADOLF WEIBEL; Artikel von CH. WENGER, O. WYLER, W. ÜBERWASSER. – GUIDO FISCHER, in *Brugger Neujaarsblätter* 1953. – *Jahresberichte der Aargauischen Kantonsschule 1911/12 und 1935/36*, S. 4.

Louise Weibel-Mühlberg 913

Weibel, Josef Leonz, * 9. Dezember 1805 in seiner Heimatgemeinde Besenbüren, † 20. Juli 1865 in Muri, Arzt und Politiker. 1835 verheiratet mit Maria Kreszentia Isler, Gemeindeammanns von Wohlen, bürgert sich 1850 in Muri ein. Studiengang: Gemeindeschule Besenbüren, Privatunterricht bei Kaplan Huber in Sins, zwei Jahre Klosterschule Muri, humanistische Schulung in Solothurn und ebenfalls zwei Jahre im Institut von P. Girard in Freiburg. Universitäten Heidelberg, München und Wien, promoviert 1829 an der damals berühmten Medizinischen Fakultät der letztgenannten Hochschule, wird in seiner Heimat bald ein gesuchter und beliebter Arzt. Eifriger radikaler Politiker, von den einen ebenso verehrt, wie von den andern gehaßt. Ist im September 1830 Mitunterzeichner der Lenzburger Petition an Regierung und Großen Rat betreffs Revision der Kantonsverfassung, schließt sich eng an Schwanenwirt Fischer an, nimmt im Dezember 1830 am bewaffneten Zug nach Aarau als «Kriegssekretär» teil und wirkt als solcher bei der Übergabe der Freiämterbegehren an die Regierung mit. 1831 Mitglied des Verfassungsrates. Großrat von 1832 bis 1841 und wiederum von 1849 bis 1852. Von 1832 bis 1837 Gerichtsschreiber in Muri und von 1838 bis zu seinem Tode Bezirksamtmann. Als solcher Repräsentant der Regierung, entschiedener Vorkämpfer der

Regierungspolitik und Gegner des Klosters Muri. Drängt im Januar 1841 die Regierung zur Vornahme der folgenreichen Verhaftungen der führenden Konservativen. Dabei erhält er von Aarau die Aufgabe, den Präsidenten des Bünzer Komitees, Xaver Suter in Meienberg, zu verhaften, wird aber an der Ausführung des Befehls durch die aufgebrachte Bevölkerung gehindert und mit dem Klosterverwalter Lindenmann und Regierungsrat Waller selbst gefangen gesetzt, aber durch die rasch zugreifenden Regierungstruppen befreit. Nach der Aufhebung der Klöster erhält er die Mission, als Bezirksamtmann die Untersuchung gegen einige Häupter der Erhebung zu führen, eine Obliegenheit, die ihm bei den politischen Gegnern keinen Ruhm einträgt.

Das Schulgesetz von 1835 bringt im Aargau die Einrichtung der Bezirksschulen. Verhandlungen in Muri mit dem Kloster zur Einführung einer solchen zerschlagen sich und etwas später verhindert die Haltung der Gemeinderäte deren Gründung. Nach der Aufhebung des Klosters beschließt der Große Rat unter dem Präsidium von Augustin Keller durch Dekret die Schaffung der Bezirksschule Muri als reine Staatsanstalt. Finanziell wird sie gesichert durch die Ausscheidung eines besondern Fonds aus dem Klostervermögen. Josef Weibel hat als Hauptbefürworter am Zustandekommen kein geringes Verdienst. Er ist Mitglied des Bezirksschulrates und wird der initiative Präsident der Bezirksschulpflege, ein Amt, das er bis zu seinem Tode beibehält. Unter seiner Führung gelingt es Muri, eine ganze Reihe von hervorragenden Lehrern zu gewinnen. Namentlich ist es wohl das Verdienst dieses musikalisch sehr begabten Mannes, einige ausgezeichnete Musikdirektoren nach Muri zu ziehen: Daniel Elster 1843–1846, J. H. Breitenbach 1847–1858, Karl Attenhofer 1858–1863. Musikabende im häuslichen Kreise. Für das Musikleben seiner Wohngemeinde und des Freiamtes ist die Tätigkeit Weibels

von großer Bedeutung. Er ist Mitbegründer und langjähriger Präsident des ersten Freiamter Sängerbundes (1843).

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen und Kleinen Rates, namentlich Berichte und Korrespondenzen des Bezirksamts Muri an die Regierung aus der Zeit um 1840. – Nachruf von G. W. STRAUCH im *Schlußbericht der Bezirksschule in Muri 1865/66*, S. 14–20. – G. WIEDERKEHR, *Gedenkschrift zur Erinnerung an Heinrich Fischer von Merenschwand und den Freiamtersturm von 1830*, Wohlen 1930. – Aufsätze von F. ROHNER im *Katholischen Volksblatt für das Freiamt* vom 27. Februar 1942 ff. – *Freiamter-Kalender 1944* und *Unsere Heimat 1950–1952*, S. A. in der Kantonsbibliothek. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951. – *Erbe und Auftrag*, Festgabe zum Aargauischen Katholikentag im Jubiläumsjahr 1953, Baden 1953, S. 80 ff. – P. RUPERT AM-SCHWAND, *Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri*, Sarnen 1956. – G. WIEDERKEHR, *50 Jahre Freiamter Sängerbund 1902–1952*.

Ernst Schaffner 914

Weissenbach, Josef Anton Synesius, von Bremgarten, * 11. März 1796, † 3. November 1889 daselbst. Jurist und Politiker. Sohn des Amtsstatthalters Josef Anton Weissenbach und der Dorothea geborenen Mäschli. Der junge Anton Weissenbach wird vorerst die Schulen seiner Vaterstadt besucht haben. Wo er die höhere Gymnasialbildung empfing, wissen wir nicht. An den Hochschulen von Freiburg im Breisgau und Heidelberg lag er dem Rechtsstudium ob, ohne aber zu doktorieren. 1820 erwarb er sich das aargauische Fürsprecherpatent, 1827 das Notariatspatent. 1826 wurde Weissenbach Mitglied des Großen Rates, schied aber 1831, bei der ersten Neuwahl des Rates unter der neuen Verfassung, wieder aus. Erst im April 1835 gelangte er nochmals in das kantonale Parlament, um es aber schon auf Jahresende 1837 endgültig zu verlassen, da ihm die Stimmbürger bei der periodischen Erneuerungswahl im Oktober 1837 seinen Bremgartner Mitbürger Josef Weber (s.

d.) vorgezogen hatten. Von 1828 bis 1837 und 1838 bis 1840 bekleidete er das Amt eines Obergerichtssuppleanten.

Weißbach gehörte 1828 zu den unterschiedenen Gegnern des vom Großen Rate dann zunächst auch verworfenen Bistumskonkordates. Seine liberalen Gesinnungsfreunde schenkten ihm damals als Anerkennung für seine Haltung einen silbernen Becher. Er mag noch in der ersten Zeit nach dem Umschwung von 1830 weitgehend die kultur- und kirchenpolitischen Ansichten der zur Herrschaft gelangten Radikalen geteilt haben. Doch schon 1835 distanzierte er sich im Großen Rate in staatskirchlichen Fragen deutlich von der Haltung der führenden Radikalen katholischer Herkunft. Im Konflikt mit Bischof Salzmann war er gegen einen Bruch mit dem Bistum und trat für Verhandlungen ein. Er lehnte die Bevogtung der Klöster als unbegründet ab, ohne jedoch das Obergerichtsrecht des Staates zu bestreiten. Die Besorgnisse der Katholiken waren schon nach seiner damaligen Auffassung wirklich religiösen Ursprunges und darum ernst zu nehmen. Auch die 1835 von Weißbach verfaßte Rekursbeschwerde für Dekan Dosenbach in Bremgarten und weitere vier vom Bezirksgericht Bremgarten verurteilte Pfarrer der Umgegend vertritt – z. B. über die Freiheit der Kirche – dem Radikalismus widersprechende Ansichten.

Den Kampf um die Revision der Staatsverfassung seit 1839 erlebte Weißbach nicht mehr als Großrat. Er schloß sich in dieser Zeit ganz den konservativen Freiamter Oppositionellen, den katholischen Demokraten, an. Er wurde einer ihrer geistigen Führer und diente ihrer Sache in Wort und Schrift. Mit Xaver Suter und Josef Weber bildete er den Vorstand der Mellinger Volksversammlung vom 2. Hornung 1840 und gab mit seinen beiden Mitkämpfern die *Wünsche* dieser Volksversammlung und die kürzere *Petition* derselben an den Großen Rat im Druck heraus. Er war auch Mitarbeiter des *Freiamters*. Als Fürsprecher Wilhelm Baldinger

seinen Freund und Kollegen Weißbach im Januar 1843 vor Gericht verteidigte, äußerte er sich in bezug auf ihn, «man könne gar wohl Geist, Bildung und ruhigen Sinn besitzen, ja einer durchaus liberalen Richtung angehören, ohne von den herrschenden Zuständen befriedigt zu sein». Wenn er im Freiamte wirken wollte, habe er nur entweder mit dem Volke gehen oder gegen das Volk auftreten können. Da habe er, obgleich auch nicht alles billigend, was auf konservativer Seite angestrebt wurde, die Partei des Volkes gewählt, mit welchem ihn «die subjektive Überzeugung von der Schädlichkeit des radikalen Systems» verband. Seinem reformierten Freunde Rudolf Rauchenstein gegenüber begründete Weißbach selbst die von ihm übernommene Rolle im Februar 1840 mit den Worten: «Es ist das Gefühl des Unrechts, welches das katholische Volk erlitten, es ist der seit fünf Jahren sich mir überall aufdrängende Anblick eines terrorisierten, gebeugten, in innerem Ingrimme sich verzehrenden und nach entschlossenen Wortführern sehnüchtig hinblickenden Volks.»

So wurde denn auch ihm in den verhängnisvollen Januartagen 1841 das Geschick seiner Gesinnungsfreunde zuteil. In der Nacht auf den 10. Januar durch das Bezirksamt auf Regierungsbefehl verhaftet, wurde er am 10. Januar, vorerst widerstrebend, durch den entstandenen Volksauflauf befreit und wirkte dann führend mit an den Beratungen und Anordnungen zur Organisation des Widerstandes gegen die zu erwartende Regierungsaktion. Der Ausgang des Zusammenstoßes bei Villmergen zwang auch Weißbach zur Flucht.

Am 24. Januar 1843 sprach das Bezirksgericht Bremgarten das Urteil über ihn; es lautete auf zwei Jahre Zuchthaus wegen Störung der öffentlichen Ruhe. Das Obergericht fand aber am 17./19. April 1844, daß ihm, «und zwar als einem Rädelsführer», Hochverrat und Aufruhr zur Last falle, und verurteilte ihn *in contumaciam* zum Tode.

Aus geachteter Stellung und wohlgeordneten Familienverhältnissen herausgerissen, scheint der Verurteilte die Jahre des Exils hauptsächlich in Luzern verbracht zu haben. 1845 bürgerte er sich in Gisikon ein, im selben Jahre wurde er aber, wie alle andern Verurteilten, amnestiert und konnte in seine Vaterstadt zurückkehren. Dort dürfte er weiterhin den Anwaltsberuf ausgeübt haben. Weißenbachs Verteidiger Baldinger hatte einst von ihm gesagt, er habe mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit geblickt und viel Neues geschaffen und gefördert. Mit dieser Aussage stimmt gut zusammen, daß noch der beinahe achtzigjährige Greis in einer Broschüre, die er auf Ansuchen des Bremgartner Eisenbahnkomitees schrieb, für den Bau einer Mutschellenbahn eintrat.

Weißenbachs Leben erlosch im vierundneunzigsten Lebensjahr.

Seine Gattin Sekunda Vorster hatte ihm sechs Kinder geboren, aus denen zwei Söhne die bemerkenswerte Freiburger Linie der Weißenbach begründet haben.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Rekursbeschwerde für Titl. Herrn Dekan Dosenbach, Pfarrer in Bremgarten, F. J. Meyer, Pfarrer zu Eggenwyl, J. N. Knecht, Pfarrer zu Zufikon, Sextar Wohler, Pfarrer zu Oberwyl, M. Isler, Pfarrer zu Lunkhofen* (an das aargauische Obergericht), Luzern 1835. – *Die Mutschellenbahn*, Bremgarten, etwa 1874.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen Rates und der Regierung; Untersuchungsakten über die Freiämter Unruhen von 1841; Nachlaß R. Rauchenstein (Brief WEISSENBACHS vom 20. Februar 1840 an RAUCHENSTEIN). – Mitteilungen von Generalvikar Mgr. Dr. LOUIS WAEGER (Urenkel WEISSENBACHS) in Freiburg. – *Schweizerische Monatschronik*, Zürich 1828, S. 40f. (Votum WEISSENBACHS zum Bistumskonkordat). – *Verhandlungen des Großen Rates 1835–1837*. – *Urtheile des Aargauischen Obergerichts über die beim Aufruhr vom 10. und 11. Januar 1841 zu Bremgarten Beteiligten*, Aarau 1844. – E. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951. – Über die Freiburger Linie: HBL VII, 465.

Georg Boner 915

Weißenbach, Ludwig Fidel, * 29. April 1750 in Bremgarten, † 25. November 1814 in Aarau, Regierungsrat. Sohn des Amtmanns Jakob Anton Weißenbach und der Margarita geborene Stultz. Vermutlich Besuch der städtischen Schulen und eines Gymnasiums. Der 1769 erstmals in den Bürgerlisten Erscheinende gehört bereits 1771 dem Großen Rate zu Bremgarten, den sogenannten Vierzigern, an. Als er sich 1781 mit Maria Genoveva Kaufmann von Baden vermählte, wird er als geschwornener Unterschreiber zu Baden bezeichnet. 1794 bis 1796 in Bremgarten Stadtrichter, 1797 bis 1798 Schultheiß des Großen Rates. Nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft Präsident des Distriktsgerichtes Bremgarten und 1802 Mitglied der Kantonstagsatzung des helvetischen Kantons Baden.

Im April 1803 Wahl zum Mitglied des neunköpfigen Kleinen Rates, der obersten Exekutive des neuen Kantons Aargau. Vertreter der damaligen Konservativen. Angefeindet als «Klosterknecht» und wegen seiner Verwandtschaft mit dem später konservativen Badener Regierungsrat Karl von Reding. Seit 1807 Mitglied des Kantonsschulrates. 1813 wichtige Mitarbeit bei der Schaffung der Aargauischen Kantonsschule. Als Regierungsrat Vorsteher des katholischen Kirchendepartementes. 1803 bis 1814 gehörte er auch dem Großen Rate an, den er 1811 und 1812 präsierte. 1814 wurde er noch Präsident der konservativen Konstitutionskommission für die Verfassungsrevision.

LITERATUR: E. BÜRGISSER, *Aargauische Regierungsräte aus Bremgarten*, Bremgarten 1952.
Eugen Bürgisser 916

Weißenbach, Maria Elisabetha Josepha, * 2. Februar 1833 in Bremgarten, † 10. Juni 1884 daselbst, Oberlehrerin, Kursleiterin für Arbeitslehrerinnen an staatlichen Arbeitsschulen, d. h. für weiblichen Handarbeitsunterricht, verbunden mit wissenschaftlichen Fächern als «wahre» Schule, nicht nur als handwerklichen Un-

terricht, Gründerin der modernen, obligatorischen Arbeitsschulpraxis und des Arbeitslehrerinnenstandes, erste schweizerische Inspektorin. Sie wurde mehrmals zur Einführung ihrer Reformkurse in andere schweizerische Kantone und ins Ausland gerufen, so 1870 und 1874 nach Karlsruhe, 1879 nach Braunschweig und 1883 nach Würzburg. Aus der Praxis ihrer Lehrkurse entstand ihre *Arbeitsschulkunde* (1. Teil: Methodik, Pädagogik, Psychologie, 7. Auflage, 1910; 2. Teil: Arbeitsschulkunde für Schule und Haus, 8. Auflage, 1918, darin das Programm für Haushaltungsschule vorweggenommen), obligatorisches Lehrmittel in Arbeitslehrerinnen-Kursen bis 1924, dann freigestellt und 1941 wieder als «bestes Buch seiner Art» verwendet. Bayern bezog das Buch bis zum letzten Krieg als Lehrmittel. – Höchste Auszeichnung durch die Weltausstellung in Wien 1873, für praktisch ausgeführten staatlichen Lehrplan und Lehrbuch *Arbeitsschulkunde*. – Weiteres Lehrmittel für Arbeitslehrerinnen: *Lehrplan und Katechismus zur Arbeitsschulkunde*, 3. Auflage 1888. Elisabeth Weissenbach starb 1884 an den Folgen der Überarbeitung im Kurs zu Würzburg. Sie wird zu den großen Frauen der Schweiz gezählt, deren lebensfähiges Werk noch jetzt in der Schweiz blüht und in andern Ländern Anregung für die Mädchenbildung gibt. Die schweizerische Arbeitsschule ist von keinem Land erreicht und von keinem übertroffen, was der Pionierarbeit der Elisabeth Weissenbach zu verdanken ist.

Siehe *Lebensbilder*, S. 335–9. – Die Monographie der Unterzeichneten über ELISABETH WEISSENBACH ist inzwischen unter dem Titel *Volksschule, Arbeitsschule* im Druck erschienen, Baden 1956.

Elsa Suter 917

Weissenbach, Plazid (I.), * 9. November 1814, † 9. Juni 1858 in Bremgarten, aargauischer Tagsatzungsgesandter und Ständerat. Nach dem Besuch der Schulen von Bremgarten und des Lyzeums Luzern, wo I. P. V. Troxler und Augustin Kel-

ler seine Lehrer waren, Rechtsstudium in Jena und Zürich. Anwaltspraxis in Bremgarten. Als radikaler Politiker entschiedener Gegner der Parität und der Wiederherstellung der Frauenklöster. Rasche Karriere: 1840 Mitglied des Großen Rates, den er 1846 präsidierte. 1844 bis 1851 Oberrichter. 1846 und 1847 aargauischer Tagsatzungsgesandter, 1849 bis 1858 aargauischer Ständerat. Seit 1852 Mitglied des katholischen Kirchenrates. – In der Heimat Förderer der Schule und der Geschichtsforschung. 1853 Organisator der offiziellen 50-Jahr-Feier des Kantons Aargau, deren Verlegung nach Bremgarten er erwirkt hatte.

Siehe *Lebensbilder*, S. 330–2.

Eugen Bürgisser 918

Weissenbach, Plazid (II.), * 29. März 1841 in Bremgarten, † 7. September 1914 in Aarau, erster Generaldirektor der Schweizerischen Bundesbahnen. Nach dem Besuch der Kantonsschule Aarau Rechtsstudium in Heidelberg, München, Berlin und Paris. Advokaturbüro zuerst in Bremgarten, dann in Aarau. 1868 Mitglied des Großen Rates, Präsident 1872. 1872 bis 1874 Nationalrat. 1874 als Generalsekretär der Centralbahn nach Basel gewählt. 1890 Präsident des Großen Rates von Basel-Stadt. Obwohl er seit 1888 Direktionspräsident der Centralbahn war, verfocht er öffentlich die Eisenbahnverstaatlichung, und zwar auf dem Wege der Zwangsenteignung. 1896 deswegen in seiner Stellung nicht wiedergewählt, trat er in den Bundesdienst ein und wurde einer der bedeutendsten Mitarbeiter von Bundesrat Josef Zemp bei der Schaffung der Schweizerischen Bundesbahnen, deren Generaldirektion er 1901 bis 1911 präsidierte.

Neben eisenbahnrechtlichen und -politischen Arbeiten veröffentlichte er mehrere Untersuchungen zur aargauischen Geschichte, darunter eine umfangreiche Biographie seines Vaters Plazid (I.) Weissenbach.

Siehe *Lebensbilder*, S. 332–5.

Eugen Bürgisser 919

Weissenbach, Robert, * 5. Juni 1851 in Bremgarten, † 8. April 1907 in Bremgarten. Rechtsanwalt, Nationalrat. Er entstammte einer alten angesehenen Bürgerfamilie. Seine älteste Schwester war die als bahnbrechende Förderin des Mädchenhandarbeitsunterrichtes im In- und Ausland hochgeschätzte Elisabeth Weissenbach. Studien zu Tübingen und Heidelberg. 1875 Gerichtsschreiber in Bremgarten. 1881 Stadtmann daselbst. 1883 Gerichtspräsident in Zurzach, 1885 in Bremgarten. 1880 Großrat. 1890 als erster konservativer Freiamter in den Nationalrat gewählt. Organisator des Piusfestes 1891 in Bremgarten, der ersten Generalversammlung des Schweizerischen Piusvereins auf aargauischem Boden. Journalistische Tätigkeit, so längere Zeit als Redaktor am *Solothurner Anzeiger*.

Eugen Bürgisser 920

Welti, Abraham, Bezirksamtmann von Zurzach, * 5. Februar 1774 in Zurzach, † ?. Sohn des Dr. med. Johann Jakob Welti (1731–1808) «Zum Rebstock». Großvater des Bundesrates Dr. Emil Welti. In Zurzach, wo durch die beiden Jahrmessen stets das neue Gedankengut aus aller Welt neben den Waren zum Austausch kam, hatten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch die Ideen der Französischen Revolution weit im Volk verbreitet. Ein besonders eifriger Vertreter des fortschrittlichen Geistes war der junge Abraham Welti. Als am 22. März 1798 die landvögtliche Regierung aufgehoben wurde, wählte man den 24-jährigen Arztsohn in die neungliedrige provisorische Regierung des Kantons Baden. Bis zur Einberufung der Wahlmänner besorgte er im sogenannten Korrespondenzkomitee einen großen Teil der laufenden Geschäfte. Nach der festen Konstituierung des Kantons kehrte er als Unterstatthalter des Distrikts Zurzach in seinen Heimatflecken zurück. Am 19. August nahm er der Bevölkerung im Auftrag der helvetischen Republik den Eid der Treue ab. Welti war mit der Mehrheit seines

Distriktes ganz auf der Seite der Aarauer Partei. Als Deputierter der helvetischen Nationalversammlung hatte der junge Politiker wiederum seine Heimat zu vertreten. In den folgenden schweren Zeiten, als der Distrikt Zurzach von maßlosen Einquartierungen überschwemmt, von der französischen Soldateska geplagt, der tiefsten Not und Armut ausgesetzt war, hatte Welti alle Hände voll zu tun. Mit Mut und Geschick wehrte er sich gegen Übergriffe der Kommandanten und suchte das hilflose Volk zu schützen, das den Segen der Französischen Revolution nun so bitter zu spüren bekam, daß jede Begeisterung verschwand. Als im Winter 1799/1800 die Leute noch Steuern abliefern sollten, schrieb Welti an die gesetzgebenden Behörden, schilderte die Notlage und verlangte Steuerbefreiung für das arme Volk. Er erreichte wenigstens, daß die Abgaben gestundet wurden. Die Not der Zeit erforderte eine strenge Handhabung der Sanitätspolizei und die Organisation einer eigenen Grenzwache. Beide Aufgaben wurden von dem eifrigen Unterstatthalter gelöst, wenn auch teilweise mit Einsatz der persönlichen finanziellen Mittel. Als die Frage der Vereinigung der Kantone Baden und Aargau vor das Volk kam, hielt der Distrikt Zurzach bei der Abstimmung mit 2383 Ja gegen 64 Nein wieder deutlich zur Aarauer Partei. Welti wurde in die Consulta gewählt und reiste nach Paris. Im neugebildeten Kanton Aargau war er der erste Bezirksamtmann des Bezirks Zurzach (1803–1808). Der ehemals reiche Mann verlor in der unruhigen Zeit sein Vermögen und wurde in spätern Jahren das Opfer eines schlimmen Mißgeschicks.

LITERATUR: PETER WELTI, *Das Weltbild von Bundesrat E. Welti*, in *Argovia* 63, 1951. – Dr. ROLF LEUTHOLD, *Der Kanton Baden*, in *Argovia* 46, 1934. – NOLD HALDER, *Geschichte des Kantons Aargau*, 1. Teil, Aarau 1953.

Walter Fischer 921

Welti, Albert, * 18. Februar 1862 in Zürich, † 7. Juni 1912 in Zürich, Maler und Radierer von seltener Ursprünglich-

keit, stammt aus altem Zurzacher Geschlecht. Sein Vater, Jakob Albert Welti (s. d.), hatte 1861 in die Familie des Zürcher Fuhrhalters Furrer hineingeheiratet und in der Folge dessen heute noch blühendes Geschäft übernommen. In altmodischer Weise wächst Albert Welti, der seine Jugend neben, unter und auf Pferden verbracht, vom Handwerk zur Kunst heran. Nach dem Besuch des Zürcher Realgymnasiums und der Industrieschule wird er Photographenlehrling in Lausanne, setzt es aber schließlich durch, nach München an die Kunstakademie zu kommen, um sich zum Illustrator auszubilden.

Nach vierjähriger Akademiezeit außerstande, sich mit dem Erlernten eine Existenz zu schaffen, und an seiner Berufung zum Künstler verzweifelnd, wendet er sich an Böcklin. Dessen unerwartete Anerkennung und Fürsprache beim Vater hat Welti für die Kunst gerettet; er kann seine Studien in München und Venedig fortsetzen. Von 1888 bis 1890 arbeitet er in Böcklins Zürcher Werkstatt, wo er Farben reibt, Pinsel wäscht und seine ersten Bilder malt. Ein früher Gönner, der ostpreussische Rittergutsbesitzer Franz Rose, ermöglicht ihm in der entscheidenden Zeit einige Jahre des freien Schaffens, in denen der durch die ständige Nähe der starken Persönlichkeit Böcklins Gehemmte tastend zu seinem eigenen Ausdruck durchfindet.

1894 verheiratet er sich mit Emeline Wildbolz aus Thun; der überaus glücklichen Ehe sind zwei Söhne entsprossen, der Dichter-Maler Albert Jakob (* 1894) und der Arzt Rudolf Welti (* 1903). 1895 gibt das Paar die bisherige romantische Wohnung in Höngg auf und läßt sich für dreizehn Jahre in München, später etwas außerhalb, in Pullach, dann in Solln, nieder; der 1904 erwogene Plan, nach Brugg überzusiedeln, hat sich zerschlagen. Zum Freundeskreis, der sich in München um das Ehepaar Welti schart, gehören der Maler Ernst Kreidolf und der Bildhauer Eduard Zimmermann, später Wilhelm Balmer und Emil Anner; der

Dichter Leopold Weber bringt Welti in Verbindung mit Ferdinand Avenarius, der im *Kunstwart* warm für ihn eintritt und ihn einem größeren Kreis bekannt macht. Um die Jahrhundertwende stellt sich zögernd, dann immer sichtbarer der äußere Erfolg ein. In der Jahresausstellung 1899 im Glaspalast kommt der *Hochzeitsabend* an einen Ehrenplatz zu hängen, wodurch der eigenwillige Außenseiter und Wildwüchsling auf einen Schlag zu den anerkannten Künstlern zählt.

Amtliche Aufträge folgen: ein großes Glasfenster für das Bundeshaus in Bern mit einer Darstellung der ostschweizerischen Textilindustrie; der köstliche Ehefries für das Stadthaus Zürich, der freilich nicht zur Ausführung gelangt ist; der erfrischend unkonventionelle Briefmarkenentwurf mit dem Tellenbüblein; und schließlich das große Wandbild im Ständeratssaal, für das Welti, dem jeder Sinn für eidgenössisches Pathos abging, eine schöne, unmittelbare und bei allem Figurenreichtum schlichte Lösung gefunden hat. Die Arbeit am Landsgemeindebild, in die sich Wilhelm Balmer mit ihm geteilt hat und die seine Übersiedlung nach Bern notwendig machte, hat die letzten fünf Lebensjahre Weltis ganz ausgefüllt und überschattet. Die Flut von Sympathiebezeugungen an seinem 50. Geburtstag und seine Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Zürich bringt nur noch eine flüchtige Aufhellung in ein sich mehr und mehr verdunkelndes Leben; seit dem Tod seiner über alles geliebten Frau 1911 ist Welti, seit Jahren schon herzkrank, ein gebrochener Mann. Er hat seinen Geburtstag nicht lange überlebt. Am 7. Juni 1912 stirbt er in seinem Elternhaus in Zürich, bis zum letzten Tag umsorgt von der 72jährigen Mutter. Begraben liegt er auf dem Schoßhaldefriedhof in Bern, bei seiner Frau und neben dem Dichter und Freund J. V. Widmann.

Das Geheimnis von Weltis Künstlertum liegt nicht in einem naturhaften Form- und Bildnertrieb, der sich spielend des Weltstoffs bemächtigt; es liegt in einer

sieghaften Geniekindlichkeit, die sich eine ursprünglich quellende innere Vorstellungskraft bewahrt hat. Aus tiefstem Seelengrund stiegen ihm die Gesichte auf, die er tastend – mit oft unsicheren Strichen – festzuhalten suchte. Traumüberwehte Seelenlandschaft hinüberzuretten ins klar geschaute, richtige Bild, ohne daß die äußere Richtigkeit «durch ihren vordringlichen Naturalismus protzig-eitel über das dominiert, was schlicht und einfach aus des Menschen innerem Gemüt hervorgegangen ist»: das sah er als seine künstlerische Aufgabe an. So drängend war die innere Bildkraft, daß er zuzeiten ganz von seiner Umgebung abzusehn vermochte; während des Studienjahrs in der Licht- und Farbenstadt Venedig sind die Radierungen *Urwaldidylle*, *Unterwelt* und *Spuk um Mitternacht* entstanden.

In der Radierung hat sich Weltis eigenwillige rassige Natur überhaupt am unmittelbarsten ausgelebt: in Schöpfungen, in denen kecke Einfälle von herzlicher Drolligkeit unvermerkt hinüberspielen zu spukhaften Visionen von untergründiger Dämonie. Ein sicherer Instinkt hat Welti durch die Modeströmungen der Zeit unbeirrt seinen eigenen Weg finden lassen. Nicht die hochgerühmten Meister des «Münchner Tons» haben ihn in seinen Akademiejahre beeinflusst, sondern der amerikanische Sonderling, der ihn die Zurechtung von Blechplatten zu Radierzwecken lehrte. Aus der Formaufflösung des Impressionismus und der genialen Breitpinselmalerei der Sezessionisten rettete er sich «zu den braven ganz Alten, denen die Eitelkeit über der Not des Lebens vergangen war»: ihnen fühlte er sich verwandt, und ein solcher ehrlicher Handwerker wollte er sein und bleiben. Altmeisterlich ist das Dutzend kleinformatiger Tafelbilder, das Welti hinterlassen, *Das Haus der Träume* etwa, *Die Königstöchter*, *Die Deutsche Landschaft*, *Der Auszug der Penaten*, *Die Eremiten* – altmeisterlich in der handwerklichen Gewissenhaftigkeit der Ausarbeitung, die auch den Rahmen mit einbezieht, in der tief ver-

haltenen Farbenglut und in der spröden Formenstrenge des Bildaufbaus bei schier unerschöpflicher Fülle köstlich frischer Einzelheiten. In jahrelangem Umformungsprozeß von der raschen Skizze über den weiter getriebenen farbigen Entwurf und Detailstudien in zehn- und zwanzigfacher Größe haben sich die schwanken Traumbilder gefestigt und geläutert zu wandellosen Gebilden von funkelnder kristallener Durchsichtigkeit, zu göltigen, ausgereiften Meisterwerken.

Nach Weltis Tod hat das Interesse an seiner Kunst merklich abgenommen. Weil lautere Töne die Zeit beherrschen? Weil wir unser verändertes Lebensgefühl in seinem Werk nicht widergespiegelt finden? Ernst Kreidolf urteilt: ein Ausdruck unserer Zeit habe Welti gar nie sein wollen. Er habe etwas Kräftigeres vertreten.

LITERATUR: *Briefe Albert Weltis*, eingeleitet und herausgegeben von ADOLF FREY, Zürich/Leipzig 1916. – *Welti-Mappe*, herausgegeben vom *Kunstwart*, eingeleitet von LEOPOLD WEBER. – LEOPOLD WEBER, *Aus Weltis Leben*, München 1912. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Frauenfeld 1913, und Supplementband, Frauenfeld 1917. – HERMANN HESSE, *Albert Welti*, Berlin 1917. – ERNST KREIDOLF, *Albert Welti*, Jahresgabe der Bernischen Kunstgesellschaft, 1939.

Heinz Vogelsang 922

Welti, August, von Zurzach, seit 1874 auch Bürger von Winterthur, * 5. November 1867 in Winterthur, † 12. Januar 1944 in Zug. Als Sohn von Rektor Johann Jakob Welti, einem Bruder von Bundesrat Emil Welti, wuchs er in der «Geiselweid» mit fünf Geschwistern und Pensionären seiner Eltern auf. Nach Abschluß des Gymnasiums Winterthur oblag er an den Universitäten von Zürich und Bern dem Studium der Rechte und doktorierte 1889 in Bern. Der junge Jurist betätigte sich zunächst als Sekretär der Sihltalbahn-Gesellschaft in Zürich und kam hierauf durch seinen Chef, Oberst Ulrich Meister, an die *Neue Zürcher Zeitung*, für welche er bereits Anfang der 1890er Jahre als Korrespondent in Bern tätig war, «der

aufmerksam zu beobachten, abgewogen zu schildern und anschaulich darzustellen vermochte». Im Jahre 1895 folgte der Achtundzwanzigjährige einem Rufe an das freisinnige *Neue Winterthurer Tagblatt*, dessen Redaktion er – ab 1897 gemeinsam mit seinem Studienfreunde und Schwager Dr. Albert Hablützel – bis 1900 führte. 1901 wurde er an die *Neue Zürcher Zeitung* zurückberufen. Bis Frühling 1927, als ihn ein Hörleid zum Verzicht auf die Berichterstattung aus der Bundesversammlung zwang, versah Welti den verantwortungsvollen Posten eines Bundesstadt-Redaktors der *Neuen Zürcher Zeitung*. Er übersiedelte dann nach Zürich, um in der Inlandredaktion des Blattes tätig zu sein. Nach seinem Rücktritt (Oktober 1929) wohnte er bis Ende 1939 in Ermatingen am Untersee und verbrachte seine letzten Lebensjahre in Zug.

1912 bis 1913 gehörte er dem Stadtrate von Bern an. 1914 bis 1919, als Bern Vorort der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz war, zählte ihn die Geschäftsleitung zu ihren Mitgliedern. Der Bundesrat wählte ihn in die durch seinen Beschluß vom 27. Juli 1915 geschaffene eidgenössische Pressekontrollkommission, welche die Aufgabe hatte, zur Zeit des Ersten Weltkrieges die in- und ausländische Presse auf die politischen Nachrichten zu überwachen. Ab April 1916 war Welti Präsident dieser Kommission.

Während mehreren Jahren Vorstandsmitglied des Vereins der Schweizer Presse, den er von 1906 bis 1908 präsidierte, leitete er im Sommer 1908 die Feier zum 25jährigen Bestehen des Vereins in Zürich. Der bundesstädtische Presseverein, der Zürcher Presseverein und der Verein der Schweizer Presse verliehen ihm die Ehrenmitgliedschaft, nicht nur seiner hervorragenden journalistischen Eigenschaften wegen, sondern auch in dankbarer Anerkennung seiner Leistungen für die materielle Besserstellung des Berufsstandes.

Sein Lebenswerk geht weit über das eines bloßen Tagesjournalisten hinaus; er

wurde Schriftsteller und Historiker, dessen Arbeiten nicht nur den Stempel der Genauigkeit tragen, sondern neben edlem Pathos vor allem auch die Liebe zum Vaterlande offenbaren. Den meisten der von ihm in der *Neuen Zürcher Zeitung* veröffentlichten Artikel kommt dokumentarischer Wert zu; Welti war Meister in der Behandlung staatsrechtlicher Fragen wie in der parlamentarischen Berichterstattung, vor allem in den zusammenfassenden Übersichten, wie in der Kommentierung des politischen Lebens in Stadt und Kanton Bern sowie der Eidgenossenschaft oder in der Zeichnung bedeutender Persönlichkeiten. Wohl keiner seiner Berufskollegen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die von ihm selbst in der Jubiläumsansprache im Jahre 1908 als vornehmste Pflicht bezeichnete Aufgabe besser erfüllt: «mit der ganzen Leidenschaft die Majestät des Staates, sein höheres Wesen zu verkünden und zu verteidigen, daneben den Sinn für Gesetz und Gesetzlichkeit als eines der höchsten Güter, dessen ein freies Volk bedarf, zu pflegen.»

Bei seinem Tode herrschte allgemein das Gefühl, daß mit ihm einer der letzten Vertreter des klassischen Journalismus dahingegangen sei. Die Geschichte der Schweizer Presse reiht August Welti für alle Zeiten unter die Größten ein, gleich ausgezeichnet durch die Gaben des Geistes und des Charakters.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Organisation der Aktiengesellschaft nach dem Bundesgesetz über das Obligationenrecht mit spezieller Berücksichtigung der deutschen Handelsgesetzgebung*, Diss. Zürich 1890. – *25 Jahre Schweizerische Bundesbahnen*, eine Denkschrift, Zürich 1927. – *150 Jahre «Neue Zürcher Zeitung»*, Festschrift, Zürich 1930. – *Berner Erinnerungen*. Erweiterter Separatabdruck aus der Jubiläumsausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 12. Januar 1930. – *Eugen Huber als politischer Journalist*, Frauenfeld 1932. – *Der Zuger Landammann Georg Joseph Sidler (1782 bis 1861)*, Erlenbach-Zürich 1940. – *Die Pressezensur während der Kriegszeit*, in *Das Buch der schweizerischen Zeitungsverleger*, Zürich

1925, S. 271–94. – *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, Bern, 24. bis 29. Jahrgang, in welchem WELTI sehr eingehende Jahresberichte, die Zeit von 1909 bis 1914 umfassend, schrieb.

LITERATUR: Nachruf in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nr. 72 vom 13. Januar 1944 von ERNST RIETMANN. – Bericht über die Trauerfeier in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nr. 89 vom 17. Januar 1944. – *Der Bund*, Nr. 24 vom 15. Januar 1944, Nachruf von ERNST SCHÜRCH. – *Schweizer Presse*, Nr. 1/2 (1944), mit dem Abschiedswort, gesprochen von Prof. Dr. KARL WEBER anlässlich der Trauerfeier vom 15. Januar 1944 in Zürich. – *Neues Winterthurer Tagblatt*, Nr. 11 (1944). – Jubiläumsausgabe derselben Zeitung von 1952, Nr. 304 vom 30. Dezember 1952. – 42. *Jahresbericht der Alt-Vitodurania* 1943/44, 10/11.

Paul Mäder 923

Welti, Emil, * 23. April 1825 in Zurzach, † 24. Februar 1899 in Bern, Bundesrat. Sohn des Gerichtspräsidenten Jakob Friedrich und Enkel des helvetischen Senators Abraham Welti, des Vorkämpfers für die Vereinigung des Kantons Baden mit dem Aargau. Emil Welti besucht die Schulen in Zurzach, das Gymnasium in Aarau, wird hier besonders durch Rochholz und Rauchenstein beeinflusst. Deutsche Literatur und klassische Sprachen bleiben ihm bis ins hohe Alter Weggefährten. 1844 Studium der Rechte während vier Semestern in Jena, unterbrochen von zwei Semestern in Berlin, Bekanntschaft mit dem Philosophen Schelling. 1847 Anwaltspraxis in Zurzach, 1852 Präsident des Bezirksgerichts. 1856 Mitglied des Großen Rates und im selben Jahre des Regierungsrates. Als solcher leistet er grundlegende Arbeit auf dem Gebiet des Strafprozesses und des Strafvollzugs. 1858 Strafprozeßordnung, nachher Bau der kantonalen Strafanstalt in Lenzburg. 1863 Erziehungsdirektor. Die Schaffung des Schulgesetzes von 1865 ist die Krönung seiner staatsmännischen Wirksamkeit im Aargau. In den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche nimmt Welti eine vermittelnde Stellung ein, befürwortet schon 1858 die Zivilehe und tritt für die Judenemanzipation ein.

Neben der Regierungstätigkeit gehen rechtsgeschichtliche Studien, Sammlung und Bearbeitung von Rechtsquellen einher. Mit Augustin Keller gründet Welti 1859 die Historische Gesellschaft, in deren Jahrbuch, der *Argovia*, er bedeutende Arbeiten veröffentlicht.

1857 aargauischer Vertreter im Ständerat, 1860 eidgenössischer Kommissar im Savoyer Handel, 1864 solcher in den Genfer Unruhen. 1866 Bundesrat als Nachfolger von Frey-Herosé. Welti übernahm das Militärdepartement, führte die Neubewaffnung der Infanterie, nach dem Deutsch-Französischen Krieg die neue Militärorganisation durch und hatte entscheidenden Anteil an der Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 mit ihrem Ziel der Einheit von Recht und Armee. Mit der Übernahme des Justizdepartements förderte er den Erlaß des Obligationenrechts von 1881 sowie des Schuldbetreibungs- und Konkursgesetzes. Die größten Verdienste erwarb sich Welti als Chef des 1879 dem Postwesen angegliederten Eisenbahndepartementes und Förderer der Gotthardbahn. Immer entschiedener trat er für die Überführung der Hauptbahnen in den Bundesbesitz ein. Als das Volk einem ersten Anlauf dazu 1891 die Genehmigung versagte, nahm er den Rücktritt. Dem Bundesrat gehörte er 25 Jahre lang an und war sechsmal Bundespräsident. Welti geht in die Geschichte unseres Landes ein als einer der größten Staatsmänner des 19. Jahrhunderts.

Siehe *Lebensbilder*, S. 269–84, von ADOLF FREY †.

Otto Mittler 924

Welti, Emil Adolph, von Zurzach, * 4. Februar 1863 in Aarburg, als Sohn des V.D.M. Heinrich Welti-Kettiger, Institutsvorstehers, † 17. Februar 1944 in Paris. Arzt. Studiengang: Besuch der Gemeinde- und Bezirksschule in Aarburg sowie der Kantonsschule in Zürich. Ausbildung zum Arzt an den Universitäten Genf, München und Zürich; Staatsexamen 1887, Doktordiplom 1889, praktische Ausbildung an den Kantonsspitalern Gla-

rus und Zürich sowie als Mitarbeiter der Professoren Krönlein, Wyder und Klebs.

Nach kurzer Tätigkeit in Liestal 1891 bot sich ihm die Gelegenheit, sich in Paris als Arzt der dortigen großen Schweizerkolonie zu installieren. Einer gesetzlichen Vorschrift entsprechend, hatte er sich, als Schweizer Arzt, an der Medizinischen Fakultät von Paris allen Prüfungen, welche das medizinische Studium in Frankreich erheischte, noch einmal zu unterziehen. Er tat dies mit großem Erfolg, was ihm die öffentliche Anerkennung des führenden Pariser Anatomen Poirier eintrug, und verteidigte mit Auszeichnung seine schon in Zürich vorgelegte Doktoratsthese über *Die Todesursachen bei umfangreichen Hautverbrennungen*, eine Arbeit, die später oft in einschlägigen Werken zitiert wurde.

Als Arzt der Schweizerkolonie wirkte er während mehr als fünfzig Jahren, wobei er sich in allen Gebieten ärztlicher Kunst auszeichnete und sich das Vertrauen weitester Bevölkerungskreise erwarb. Neben seiner ärztlichen Tätigkeit widmete er seine Kräfte den übrigen Aufgaben der Kolonie, ermuntert und unterstützt durch die jeweiligen schweizerischen Gesandten, so vor allem durch die Minister Lardy und Dunand. Als Präsident stand er mehreren gemeinnützigen Institutionen der Kolonie vor, so der «Société helvétique de Bienfaisance», der «Société suisse de Secours mutuels» und dem «Asile suisse des vieillards de Paris»; besondere Aufmerksamkeit widmete er ferner der «Fondation suisse à la Cité Universitaire de Paris».

Seine Tatkraft stellte er aber auch seiner Wahlheimat zur Verfügung. Er war Arzt der «Union chrétienne de Jeunes gens de Paris» sowie der Heilsarmee. Da die schweizerische Armee seine Dienste als Hauptmann der Sanität während des Ersten Weltkrieges nicht benötigte, wirkte er in dieser Zeit besonders als Arzt der «Foyers du Soldat» und des Pariser Hilfsspitals Nr. 35. Nebenbei wurde er öfters mit Aufgaben des Internationalen Roten

Kreuzes betraut. Frankreich anerkannte seine uneigennützigen und großen Hilfeleistungen durch die Verleihung der «Médaille de la Reconnaissance française» und des Kreuzes der Ehrenlegion.

Emil Welti hat durch seine jahrzehntelange treue und unermüdliche Arbeit und Hingebung maßgeblich sowohl zur Festigung des innern Zusammenhaltes der Schweizerkolonie in Paris wie auch zur Förderung des schweizerischen Ansehens in Frankreich überhaupt beigetragen.

Fritz Heitz-Knaus 925

Welti-Herzog, Emilie, * 17. Dezember 1859 in Ermatingen, † 16. September 1923 in Aarburg, verheiratet 1890 mit dem Musikschriftsteller Heinrich Welti, war Gesangschülerin von C. Gloggnier (Musikschule Zürich 1876 bis 1878) und A. Schimon (München 1878 bis 1880), debütierte 1880 als Page in Meyerbeers *Hugenotten* am Münchner Hoftheater und entwickelte sich dort bald zu einer ausgezeichneten Soubrette und Koloratursängerin. 1889 trat sie in den Verband der Königlichen Oper in Berlin und wirkte hier in der Folge an erster Stelle, namentlich als Mozartsängerin (Konstanze, Königin der Nacht, Susanne, Donna Anna). 1900 empfing sie das Diplom einer königlich preussischen Kammersängerin, 1903 bis 1910 amtierte sie zugleich als Gesanglehrerin an der Königlichen Hochschule für Musik in Berlin. Nach ihrem Rücktritt von der Bühne übersiedelte sie mit ihrer Familie nach der Schweiz und übernahm 1910 bis 1922 die Stelle einer Leiterin der Kurse für Sologesang am Zürcher Konservatorium. Zuletzt lebte sie im Ruhestand in Aarburg.

Emilie Welti-Herzog hat über hundert Gestalten der Opernliteratur verkörpert und sich auch großen Ruf als Konzertsängerin erworben. Ihre ausgedehnten Reisen führten sie in den neunziger Jahren auch vielfach in die Schweiz. Schon 1880 hatte sie bei der ersten Aufführung des Oratoriums *Manasse* von Friedrich Hegar in Zürich mitgewirkt, 1893 sang

sie ebendort bei einer Brahms-Feier eine Reihe von Liedern. Dann folgten die Gastspiele an Schweizer Bühnen, z. B. am Basler Stadttheater 1893 in *Regimentstochter*, *Lustige Weiber von Windsor*, *Zauberflöte*, in den folgenden Jahren auch in Rossinis *Barbier von Sevilla*, Mozarts *Figaro* und Gounods *Faust*. Größte Popularität erlangte sie durch Teilnahme an schweizerischen Sängerfesten (1893 in Basel *Mirjams Siegesgesang* von Schubert, 1899 in Bern und 1905 in Zürich mit Opernarien von Mozart, Weber und Wagner) und am ersten schweizerischen Tonkünstlerfest 1900 in Zürich (Huldigungskantate von Edgar Munzinger und Calvenfeier von Otto Barblan). Gerade in den großen Festhallen solcher Veranstaltungen kam ihre machtvolle Stimme und aufs feinste ausgebildete Gesangkunst zu unvergleichlicher Wirkung.

Edgar Refardt 926

Welti, Friedrich Emil, * 15. Juni 1857 in Aarau, † 8. März 1940 in Kehrsatz bei Bern. Als Sohn des damaligen Regierungs- und Ständerats Emil Welti stammt er aus der Bürgerschaft von Zurzach. Bereits 1867 ist der Vater als Bundesrat nach Bern gekommen, wo er durch Jahrzehnte hindurch in der eidgenössischen Politik eine maßgebende Rolle spielte. Friedrich Emil Welti ist so schon als Knabe aus dem Aargau weggezogen und nie zurückgekehrt. Er ist trotzdem mit seinem Heimatkanton in enger Verbindung geblieben und hat seine aargauische Mundart beibehalten. Sein Leben aber verlief in Bern. Dort hat er die Schulen durchlaufen und 1880 an der Universität seinen juristischen Doktor geholt. Nur ein Zwischensemester verbrachte er in Zürich.

Seine Berufsarbeit fand Welti im Versicherungswesen. Nach seinem juristischen Examen siedelte er nach Winterthur über und begann seine Arbeit bei der «Schweizerischen Unfallversicherungsgesellschaft». 1883 rückte er zum Direktionssekretär auf und im gleichen Jahr mußte er unter schwierigen Verhältnissen in einer Krise der Gesellschaft die interi-

mistische Geschäftsleitung übernehmen und trat sodann in den Verwaltungsrat ein. 1884 schon erscheint er im leitenden Ausschuß und bleibt darin volle 48 Jahre bis 1931, im Verwaltungsrat bis zu seinem Tode, 1940. Er war so mit dem Aufstieg dieser bedeutenden Gesellschaft aufs engste verbunden. Daneben trat er schon auf den 1. Januar 1885 in den Verwaltungsrat der «Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft» in Zürich ein, wo er übrigens seit Ende 1882 seinen Wohnsitz genommen hatte. Von 1886 bis 1890 war er Vizepräsident der Gesellschaft. Als er aus familiären Gründen, die gleich noch zu erwähnen sein werden, Zürich verließ, trat er als Vizepräsident zurück, verblieb aber im Verwaltungsrat. Erst 1906 rückte er wiederum zum Vizepräsidenten vor und verblieb es bis 1931. Dem Verwaltungsrat dieser inzwischen sehr bedeutend gewordenen Gesellschaft gehörte er ebenfalls bis zu seinem Tode 1940 an. Nach der Übersiedlung nach Bern zu Anfang der neunziger Jahre trat Welti schließlich noch zu einem dritten großen Versicherungsunternehmen in enge Beziehungen, zur «Schweizerischen Mobiliarversicherungsgesellschaft» in Bern. 1894 wurde er in den Verwaltungsrat gewählt, 1897 in dessen Ausschuß und 1904 zum Präsidenten der Gesellschaft. Auch dieses Amt versah er sehr lange, nämlich bis 1937, um dann als Ehrenpräsident ebenfalls bis zu seinem Tode in sehr enger Beziehung mit der Gesellschaft zu bleiben. Er nahm so im schweizerischen Versicherungswesen eine einflußreiche und hochgeschätzte Stellung ein, und zwar über ein halbes Jahrhundert lang. Den Anfang dazu werden ihm die hohe Stellung seines Vaters wie die günstigen Vermögensverhältnisse erleichtert haben. Seine bleibende Bedeutung verschaffte ihm sein loyaler Charakter und sein ruhiges und unbestechliches Urteil.

So glatt, ruhig und erfolgreich diese geschäftliche Laufbahn von Welti verlief, so bewegt war sein persönliches Schicksal. Als er 1882 nach Zürich-Enge übersiedelte, geschah das wegen seiner Verheiratung

mit Lydia Escher, der einzigen Tochter des bedeutendsten Finanzmannes und politischen Führers in Zürich, Alfred Escher. Lydia Escher war nicht nur eine sehr reiche Erbin, sondern eine schöne, geistvolle und an allen künstlerischen Dingen außerordentlich interessierte Frau. Sie traf sich darin mit ihrem Mann, der sowohl literarisch wie künstlerisch sehr stark und umfassend interessiert war. Gerade aus diesen Interessen heraus erwuchs jedoch die tragische Wendung in der Ehe. Mit dem Ehepaar trat der Jugendfreund und Schulkamerad Weltis, der Pfarrerssohn Karl Stauffer aus Bern, in sehr enge Beziehungen, von denen unter anderem zwei berühmte Bilder von Lydia Welti zeugen. Das Ergebnis war ein Liebesverhältnis, von dessen Entwicklung die erhaltenen Briefe Stauffers an Lydia Welti ein erschütterndes Zeugnis ablegen. Aus einer gemeinsamen Italienreise entstand schließlich die Flucht des Liebespaares von Florenz nach Rom. Die folgenden Verwicklungen sind bis heute noch nicht endgültig geklärt. Fest steht, daß der Einfluß von Bundesrat Welti die Schweizerische Gesandtschaft in Rom zum Eingreifen veranlaßte. Stauffer wurde verhaftet und in einer Irrenanstalt interniert; Lydia Escher sagte sich von ihm los, aber auch ihre Ehe mit Welti wurde 1890 geschieden. Stauffer erholte sich von diesem Schlage nicht, verlor seine künstlerische Kraft und beging Selbstmord. Ihm folgte Lydia Escher bald freiwillig nach. Mit ihrem großen Vermögen hat sie die Gottfried-Keller-Stiftung ins Leben gerufen, die dann in der Folge für die Erhaltung des schweizerischen Kunstgutes so umfassende Bedeutung gewann. Sie war eine bedeutende Frau, deren leidenschaftliches Temperament sie ins Unglück führte. Stauffer ist heute als Künstler allgemein anerkannt; auch ihm ist seine leidenschaftliche Natur zum Verhängnis geworden. Was Welti selber bei seiner vornehmen Gesinnung in diesen Jahren erlebt hat, kann man sich nur vorstellen; er selber hat sich nie dazu

geäußert. Er übersiedelte 1890 ins Bernbiet. 1893 schloß er in Bern eine zweite Ehe mit Helene Kammerer, der in Neuyork geborenen Tochter eines Arztes. Auch sie war eine Frau von weiten geistigen Interessen, die sich selber schriftstellerisch betätigte. Sie hat Welti für Jahrzehnte in dem großen Gut Lohn in Kehr- sats bei Bern ein Heim mit vollendetem Geschmack und künstlerischer Prägung geschaffen. Im Lohn verkehrten Wissenschaftler und Künstler in großer Zahl und erfuhren eine weitgehende, aber vollkommen im stillen verlaufende Förderung. Das Ehepaar Welti hat so am kulturellen Leben nicht nur genießend, sondern sehr stark fördernd teilgenommen. In dem barocken Patrizierhaus vor den Toren Berns gingen viele bedeutende Menschen ein und aus, so – um nur einen zu nennen – Hermann Hesse. Der Lohn war während Jahrzehnten ein eigener kultureller Mittelpunkt.

In dieser Zeit, in der Welti einer weiten Öffentlichkeit fast unsichtbar geworden war, entfaltete er eine umfassende Tätigkeit auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte und der Geschichte überhaupt. Er folgte damit den Fußstapfen seines Vaters, der schon 1866 im dritten Bande der *Argovia* die ersten aargauischen Rechtsquellen veröffentlicht, tätigen Anteil an der aargauischen Geschichtsforschung und am Leben der Aargauischen Historischen Gesellschaft genommen und vielerlei alte Dokumente gesammelt und vor dem Untergang bewahrt hat. Friedrich Welti lieferte 1895 die ersten Beiträge zum *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde* und blieb von da an ein regelmäßiger Mitarbeiter des *Anzeigers für Schweizergeschichte* und anderer historischer Zeitschriften. 1896 erschien sein erster gewichtiger Beitrag zur bernischen Geschichte mit der Veröffentlichung der ältesten Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert, denen bald die Tellbücher aus dem Jahre 1389 folgten. Er setzte später diese Veröffentlichungen zur innern Geschichte der Stadt und des Staates Bern fort. 1904

erschieden die bernischen Stadtrechnungen aus dem 15. Jahrhundert. 1912 kamen die ältesten erhaltenen Korrespondenzen Berns aus den ereignisreichen Jahren 1444 bis 1448 heraus und schließlich 1936 die beiden Tellbücher, d. h. Steuerrodel, der Stadt Bern von 1448 und 1458. Außerdem hat er an der Weiterführung des großen bernischen Urkundenbuches, der *Fontes rerum Bernensium*, regen Anteil genommen; der von ihm ebenfalls mitbetreute 10. Band ist erst 1956, lange nach seinem Tode, erschienen. Mit diesen peinlich genauen Quellenveröffentlichungen hat Welti der Geschichtsforschung einen fast unerschöpflichen Stoff in bequemster Weise erschlossen, der seither für die politische wie für die Kultur-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte schon weidlich ausgebeutet worden ist. Bezeichnend ist es dabei, daß er selbst die Auswertung der von ihm so vorzüglich erschlossenen Quellen bescheiden andern überlassen hat. Und doch zeigen einzelne Aufsätze, vor allem der Vortrag über die Geschichte von Kirchberg, die verunglückte Stadtgründung der Thorberger, daß er diese Auswertung seiner Quellenstudien sehr gut selbst hätte übernehmen können.

Gleichlaufend mit diesen Beiträgen zur bernischen Geschichte entwickelte sich auch die Forscherarbeit Weltis auf dem Boden seines Heimatkantons. 1896 und 1899 brachte er in zwei stattlichen Bänden die Urkunden des Stadtarchivs Baden bis zum Jahre 1500 heraus, ein Werk, das er wie so viele andere auf eigene Kosten erscheinen ließ. Dann nahm er sich in engster Zusammenarbeit mit Dr. Walther Merz der Herausgabe der aargauischen Stadtrechte im Rahmen der *Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen* an. 1899 erschien von seiner Hand bearbeitet das *Stadtrecht von Baden*. 1905 folgten die *Stadtrechte von Kaiserstuhl* und *Klingnau*, 1915 das *Stadtrecht von Laufenburg* und 1917 das von *Rheinfelden*. An diese gewichtigen Quellenveröffentlichungen zur aargauischen Geschichte schlossen sich in den letzten Jahren noch die *Quellen*

zur *Rheinfelder Geschichte* an, die er in drei Bänden der *Aargauer Urkunden* von 1933 bis 1935 herausbrachte. Die Urkunden des Stadtarchivs Rheinfelden, diejenigen der Johanniterkommende und des Stifts St. Martin wurden hier zusammengestellt. In der Einleitung zu dem Band über das Stadtarchiv setzte sich Dr. Welti auch mit den Fragen der frühesten Rheinfelder Stadtgeschichte auseinander. Das blieb der einzige darstellende Beitrag zur Aargauer Geschichte!

Den Fragen des Stadtrechtes ist Dr. Welti aber auch im Kanton Bern und der Nachbarschaft nachgegangen. Schon 1902 brachte er in einem Band des *Stadtrechts der Stadt Bern* die hauptsächlichsten Quellen zur Berner Rechtsgeschichte heraus. Die Fortsetzung, die angekündigt war, ließ lange auf sich warten, um schließlich als letzte Arbeit Weltis doch noch zu erscheinen. Der 83jährige Verfasser brachte die Spannkraft auf, eine in Wien neu gefundene Handschrift des Berner Stadtrechts noch mit seinen frühern Veröffentlichungen zu vergleichen und sie zu veröffentlichen, dazu den Inhalt eines Stadtbuches aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Stadtrechtliche Forschungen führten ihn schließlich noch weiter nach Westen. 1908 veröffentlichte er *Beiträge zur Geschichte des älteren Stadtrechtes von Freiburg i. Ü.*, die umfangreichste darstellende Untersuchung aus seiner Feder. Von 1910 weg erschienen ferner Arbeiten zur Geschichte von Murten, zuerst der Steuerrodel von 1428, dann der Stadtrodel und schließlich 1935 das Stadtrecht, womit er für die mittelalterliche Geschichte der Stadt ein festes Gerippe schuf.

Überblickt man die Gesamtleistung Weltis als Rechtshistoriker und Historiker, so kommt sie einem wie aus einem Guß vor. Sie ist zuverlässig und genau in jeder Zeile, vermeidet jede Effekthascherei und bescheidet sich in der Hauptsache mit der sauren Kärnerarbeit der Bereitstellung eines gewaltigen Stoffes für die Arbeit anderer. Welti trifft sich hierin völlig mit seinem Freunde Walther Merz,

dessen noch umfangreicheres Lebenswerk fast dieselben Züge trägt. Eine derartige Lebensarbeit ist nur dadurch möglich geworden, daß in Welte eine leidenschaftliche sachliche Hingabe an die Wissenschaft und eine unbegrenzte Liebe für die Erforschung der Vergangenheit unserer Heimat vorhanden waren. Besonders glücklich war dabei, daß er nicht nur Jurist und auch nicht nur Historiker war, genau wie Walther Merz. Seine historischen Arbeiten haben aus der genauen Kenntnis der Rechtsgeschichte ihren Vorteil gezogen und seine Rechtsquellen sind ganz mit dem Blick des Historikers nicht nur für die Rechtsform, sondern auch für das historische Leben zusammengestellt worden. Sie sind deshalb auch nicht so eng beschränkt in ihrem Interessenkreis wie manche andere Rechtsquellenforschungen, die einem oft so dürr vorkommen wie Bohnenstroh. In der historischen Lebensarbeit Weltes steckt eine derartige Masse von Stoff, und sie ist derart hieb- und stichfest, daß sie auf absehbare Zeit hinaus für die historische und rechtshistorische Forschung eine unerschöpfliche und unentbehrliche Fundgrube sein wird. Das wissenschaftliche Lebenswerk Friedrich Emil Weltes wird Bestand haben, so weit unsere heutige historische Arbeit Bestand haben kann.

Mancherlei Ehrungen sind F. E. Welte in seinem langen Leben zuteil geworden, trotzdem er sie nie auch nur im geringsten gesucht hat: Ehrendokorate und Ehrenmitgliedschaften historischer und juristischer Gesellschaften und schließlich eine wohl gelungene Festschrift zum 80. Geburtstag. Weit mehr aber wird Welte die Freundschaft so mancher führenden Kopfes der Geschichtsforschung und der Rechtsgeschichte gefreut haben. Und ebenso sehr wird ihm das Gedeihen und die Vollendung so manchen Werkes Befriedigung gebracht haben, das er in aller Stille durch seine finanzielle Unterstützung überhaupt erst ermöglichte.

1940 ist Friedrich Emil Welte überraschend aus seinem reichen Leben ge-

schieden. Nach seinem Tode kam noch einmal seine großzügige Gesinnung in voller Deutlichkeit zum Vorschein. Welte hat keine Kinder hinterlassen. In seinem Testament hat er fast sein ganzes großes Vermögen für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke bestimmt. Unter anderem erhielt das Historische Seminar der Universität Bern reiche Mittel und der Schweizerische Juristenverein ebenso für das große Unternehmen der *Schweizerischen Rechtsquellen*, an dem Welte so lange mitgearbeitet hatte. Damit hat Welte seiner wissenschaftlichen Lebenstätigkeit eine dauernde Fortsetzung gesichert in der gleichen großmütigen Art, wie er gelebt hat.

LITERATUR: Nekrologe auf F. E. WELTE finden sich in der *Argovia* 51 (1940), dann in der *Zeitschrift für Schweizerische Geschichte* 1940, von RENNEFAHRT. Bibliographie in der *Festschrift Fr. E. Welte*, Aarau 1937.

Hektor Ammann 927

Welte, Gustav Adolf, * 16. Oktober 1876 in Aarburg, † am 16. September 1951 in Rheinfelden. Arzt in Möhlin und in Rheinfelden. Der Vater, Franz Welte aus der bekannten Zurzacher Familie, war Apotheker in Aarburg. Als Adolf Welte zwölf Jahre alt war, verlor er den Vater; aber dieser blieb ihm sein Leben lang ein Vorbild von Pflichttreue im Beruf. Die Mutter von Adolf Welte, Elise Kettiger, war nicht nur eine immer sorgende und schaffende Hausfrau, sondern sie hatte auch seltene musikalische Gaben.

Nach Absolvierung der Schulen in Aarburg kam Adolf Welte an das Gymnasium in Zürich. Nachher studierte er Medizin in Lausanne, Basel und Zürich. 1903 verheiratete sich Adolf Welte mit Clara Kettiger. Der Ehe entsprossen vier Kinder, von denen Franz Werner und Walter im Kindesalter starben, währenddem die Tochter Clara und der Sohn Felix dem Leben erhalten blieben.

Nach einer längeren Assistentenzeit im Kantonsspital Olten hatte sich Dr. Welte als praktischer Arzt in Möhlin niederge-

lassen. 1906 siedelte er nach Rheinfelden über. Dort gründete er ein Kinderheim für Solbadkuren. Er wirkte während zwanzig Jahren am Bezirksspital in Rheinfelden als Arzt. Er war auch Bezirksarzt von Rheinfelden. Dr. Adolf Welti war aus innerer Neigung Arzt geworden. Als Hausarzt betreute er seine Patienten auch seelisch. Er war immer hilfsbereit und von einem großen Pflichtbewußtsein erfüllt.

Dr. Welti hat sich frühzeitig um öffentliche Angelegenheiten interessiert. Die Geschichte, insbesondere des Schweizerlandes, war ihm vertraut und lieb, und er fand es als unerläßlich, daß sich jeder im öffentlichen Leben betätige. So schloß er sich dem linken Flügel der freisinnigen Partei an. Der Erste Weltkrieg (1914–1918) zeigte Welti, welche Rolle die Wirtschaft im politischen Leben spielt und wie nötig es ist, sich weltanschaulich und wirtschaftlich im Sinne des Fortschrittes zu orientieren. So trat Dr. Adolf Welti der Sozialdemokratischen Partei bei. Er wurde 1922 in den Nationalrat gewählt, dem er bis zum Jahre 1943 angehörte. Vorübergehend (1925–1929) war er Mitglied des aargauischen Großen Rates. Von 1925 an bis zu seinem Tode war er Mitglied des Stadtrates von Rheinfelden, von 1937 bis 1951 Vizeammann. Als Politiker hat sich Adolf Welti besonders für die Fragen der Hygiene und der Tuberkulosebekämpfung eingesetzt. Aber auch die andern politischen Fragen interessierten ihn sehr. Er litt besonders unter der Entwicklung, die mit dem Nationalsozialismus in Deutschland und in Europa einsetzte.

Adolf Welti war musikalisch hoch begabt. Er folgte auf diesem Gebiete seiner Mutter. Schon von jung an hatte er eine besondere Neigung für die Literatur. Die Sagen und Balladen hatten es ihm angetan. Die lyrischen Gedichte berührten ihn ganz besonders. Er selber hat viele, zum Teil formvollendete und tief empfundene Gedichte geschrieben.

Mitten in seiner Arbeit wurde er, einen Monat vor seinem 75. Geburtstag, vom Tode ereilt. Damit fand ein verantwor-

tungsbewußtes, von unermüdlicher Arbeit erfülltes Leben sein Ende. Alle, die Adolf Welti näher kennenlernten, haben ihn sehr geschätzt. Er war ein gütiger Mensch, der besonders auch an seiner Familie hing und sich über die Entwicklung seiner Kinder freute.

LITERATUR: Gedenkschrift (umfassend die Grabreden, Rheinfelder Sonette und andere Gedichte).

Arthur Schmid 928

Welti-Kettiger, Heinrich, von Zurzach, * 21. Oktober 1829 daselbst, † 15. Februar 1906 in Aarburg. Theologe und Erzieher. Johann Heinrich Welti, der Sohn Johann Heinrich Weltis, eines Kupferschmieds, der neben dem Beruf noch etwas Landwirtschaft betrieb, und seiner am Genfersee aufgewachsenen Gattin Fanny geborenen Tschudi, Gemeinde- und dann Bezirksschüler in Zurzach, bevor er 1846 die Aarauer Kantonsschule bezog, widmete sich, nach Erwerbung der Gymnasialmatura (1850), in Zürich und Bonn dem Studium der reformierten Theologie. Schon als Kantonsschüler, in politisch leidenschaftlich erregter Zeit, hatte sich Welti eifrig als Turner und als Mitglied der freisinnigen Neu-Zofingia (später Helvetia) betätigt. In Zürich stand er insbesondere unter dem starken Einfluß der liberalen Theologen Schweizer, Hitzig und Biedermann, in Bonn, wo er auch den jungen Albrecht Ritschl hörte, unter jenem des Ethikers Richard Rothe. Der in der Studienzeit eingenommenen theologischen Richtung ist Welti, wenn auch selbst eher vermittelnden Charakters, in seiner späteren Wirksamkeit treu geblieben.

Das Jahr 1855 brachte dem jungen Theologen die Aufnahme in das Reformierte Ministerium des Aargaus und, nach kurzer Vikariatszeit, die zunächst provisorische (1857 definitive) Anstellung als Religionslehrer am Lehrerseminar in Wettingen; er unterrichtete dort auch in andern Fächern, so in Deutsch und Französisch. 1856 wurde ihm außerdem die Seelsorge unter den reformierten Zuchthaus-

insassen übertragen. In Wettingen lernte er in Emma Kettiger, der Tochter des Seminardirektors, seine Lebensgefährtin kennen. Mit seiner inzwischen gegründeten Familie verließ er 1861 Wettingen, um in Aarburg das bisher Schmittersche Töchterinstitut zu übernehmen. Während 44 Jahren, bis zum Sommer 1905, galt seine Wirksamkeit und Sorge hauptsächlich dieser Privatschule, die sich unter seiner Leitung verdienten Zutrauens und starken Besuches erfreute; rund 700 Töchter haben im Laufe jener Jahre im Weltischen Institut Schulung und Erziehung genossen. Im ersten Jahrzehnt wurden dort auch Lehrerinnen ausgebildet.

Daneben diente Welti der Wohngemeinde Aarburg und der reformierten Landeskirche, jener als Präsident der Schulpflege, dieser als Mitglied und Präsident der Synode, als langjähriger Präsident des Kirchenrates und als Vertreter des Aargaus in der interkantonalen Konkordatsprüfungskommission für die reformierten Geistlichen. Die Stärkung des Zusammenhanges der Landeskirche mit dem Volk war ihm ein besonderes Anliegen. Er unterstützte die 1866 erfolgte Umwandlung des rein geistlichen Generalkapitels in die Synode. Als Mensch war Welti «eine milde ausgeglichene Natur, die nicht bezwingen und hinreißen, die bloß wirken wollte durch die reine Macht der eigenen festen Überzeugung».

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Der Religionsunterricht in der Volksschule*. Methodologische Anleitung für Seminaristen, Lehrer und Lehrerinnen, Zürich 1859. – *Die biblischen Geschichten des alten Testaments in der Volksschule*, Vortrag, Frauenfeld 1872. – *Referat über die Trennung von Kirche und Staat*, Aarau 1872. – *Weihnachtspoesie im Kreise der reiferen weiblichen Jugend*, Aarau 1874. – *Dornröschen*. Dramatisiertes Volksmärchen für die reifere Jugend, Aarau 1886. – Ansprache als Präsident der reformierten Synode (über die neue Kirchenorganisation), o. O. u. J. (etwa 1890). – *Zur Confirmation für Jung und Alt*. Religiöses Lehrgedicht, Aarau 1892.

QUELLEN UND LITERATUR: Lebenslauf WELTI-KETTIGERS (bis 1852), aufgezeichnet

von seinem Sohne HEINRICH WELTI-HERZOG, Maschinenschrift, im Besitz von PAUL KETTIGER, Basel. – Nachruf in den *Basler Nachrichten*, Februar 1906. – J. KELLER und A. FREY, *Das Aargauische Lehrerseminar* 1947.

Georg Boner 929

Welti-Herzog, Heinrich, von Zurzach, * 8. Dezember 1859 in Wettingen, † 2. Januar 1937 in Aarburg. Musikschriftsteller. Ältester Sohn des Vorigen, zog mit seiner Familie 1861 nach Aarburg und war von 1875 bis 1879 Kantonsschüler in Aarau, worauf er in Zürich, München, Paris und wieder in München sich namentlich literaturgeschichtlichen und philologischen Studien hingab und sich vor allem einlässlich mit Musik beschäftigte. Nach Erlangung der Doktorwürde entfaltete er als Mitarbeiter angesehener Zeitungen Deutschlands und der Schweiz eine rege musikschriftstellerische, musikkritische Tätigkeit. Seit 1890 Gatte der bedeutenden Sängerin Emilie Herzog (s. d.), lebte er während gut zwanzig Jahren in Berlin; er war der getreue und besorgte Begleiter seiner Gattin auf ihren weiten Konzertreisen. 1910 zog sich das Ehepaar mit der einzigen Tochter in das heimatliche Aarburg zurück. Dort amtete Welti, wie einst sein Vater, als Präsident der Schulpflege, und 1913 bis 1921 gehörte er dem Großen Rate an. Er war ein vielseitig gebildeter Mann von ausgeprägt künstlerischem Empfinden. Geistig fühlte er sich am stärksten dem Deutschland der Vorkriegszeit verbunden. Dort hatte er mit seiner gezeigten Gattin in regem geistigem Austausch mit führenden Persönlichkeiten in Literatur, Kunst und Musik besonders glückliche Jahre erlebt.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung*. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform, Diss. Leipzig 1884. – *Gluck*, Reclam's Universal-Bibliothek, Nr. 2421, Leipzig ca. 1890.

QUELLEN: Leichenrede, Maschinenschrift, im Besitz von PAUL KETTIGER, Basel. – Nekrologe in *Basler Nachrichten* und *Aargauer Tagblatt* vom 4. Januar 1937. Georg Boner 930

Welti, Jakob Albert, * 19. Juli 1833 in Zurzach, † 21. Juli 1906 in Zürich, zweiter Sohn des Johann Heinrich Welti, Kupferschmied in Zurzach, und der Fanny Tschudy von Glarus und Lausanne. Die Jugendzeit verbrachte er mit seinen drei Brüdern, Johann Heinrich Welti-Kettiger, Pfarrer, 1829 bis 1906, Franz Adolf Welti -Kettiger, Apotheker, 1836 bis 1887 und Friedrich Oswald Welti-Trachsel, Photograph, 1843 bis 1922. Nach Absolvierung der Bezirksschule verließ J. Albert Welti Zurzach, das damals seine letzte Bedeutung als Messeplatz verloren hatte und siedelte über nach dem aufstrebenden Zürich, das ihm später zur zweiten Heimat wurde.

Hier kam der junge J. Albert Welti in die Lehre zu seinem Onkel Johann Friedrich Welti, Tuchhandlung zum Steg. Nach Absolvierung seiner Lehrjahre begab er sich in die Fremde, um seine Sprach- und Warenkenntnisse zu erweitern. Von Paris aus kehrte er wieder nach Zürich zurück zu seinem Onkel, mit dessen Hilfe er in der «Käshütte» unter den Bögen an der Limmat ein eigenes Tuchgeschäft eröffnete, das sich in kurzer Zeit einen guten Kundenkreis erwarb.

Im Jahre 1861 verheiratete er sich mit Anna Barbara Furrer, der einzigen Tochter des Jakob Furrer und seiner Gattin Anna geborene Waser, Lohnkutscher an der äußeren Bärengasse in Zürich. Noch ein paar Jahre führte J. Alb. Welti sein Tuchgeschäft weiter, um dann auf Wunsch seiner Schwiegereltern ins Lohnkutschereigeschäft überzutreten. Hier wartete seiner eine große Arbeit, galt es doch das Geschäft seines knorrigen Schwiegervaters umzugestalten und zu modernisieren.

Mit der in stetem Wachstum begriffenen Stadt Zürich erweiterte sich auch das Lohnkutschereigeschäft. Ende der siebziger Jahre hatte es sich beinahe verdoppelt, und gegen die hundert Pferde standen täglich im Einsatz. Der Kauf größerer Liegenschaften wurde notwendig. Unterhalt des bestehenden Wagen- und Schlittenparks, aber auch zweckmäßige Neu-

schaffungen erforderten immer größere Umsicht.

1889, nach dem Tode von Jakob Furrer, übernahm J. Albert Welti-Furrer das Geschäft auf eigene Rechnung und führte es mit Hilfe seiner Gattin weiter, die ihn mit ihrer reichen Erfahrung in dem komplizierten Wirtschaftsbetrieb trefflich unterstützte. Waren doch damals alle Kutscher und Fuhrleute in Kost und Logis beim Meister.

Die Gründung des Internationalen Möbeltransportverbandes brachte dem Geschäft einen weiteren Aufschwung, ebenso 1899 die Angliederung einer Abteilung für internationale Spedition.

Am 21. Juli 1906 verschied J. Albert Welti-Furrer im Alter von 73 Jahren. Seiner Ehe mit Anna Barbara Furrer entsprossen sieben Kinder, von denen der bekannte Maler Albert Welti (1862–1912) und der langjährige Chef des Transport-Unternehmens A. Welti-Furrer AG, C. Adolf Welti (1871–1951) namentlich zu erwähnen sind.

M. Adolf Welti 931

Welti, Jakob Friedrich, Obrichter von Zurzach, * 28. April 1798 in Zurzach, † 25. Januar 1868 in Aarau. Sohn des Abraham Welti, des ersten Bezirksamtmanns des Bezirks Zurzach. Der Vater ließ seinem talentvollen Sohn eine vorzügliche Bildung angedeihen. Nach dem Besuch der Gemeindeschule Zurzach genoß er den Unterricht im Institut Pestalozzis in Yverdon und im Pfyfferschen Institut in Luzern. Er absolvierte eine Gerberlehre in Bern und kehrte in die Heimat zurück, wo er sofort als Kanzlist auf dem Oberamt eingestellt wurde. 1820 bis 1830 gehörte er dem Gemeinderat an. Im Militärdienst bekleidete er den Grad eines Leutnants der Artillerie. 1824 verheiratete er sich mit der feinsinnigen Barbara Fischhaber, die eine herrliche Frohnatur in die Ehe brachte und ihm sechs Knaben und drei Mädchen gebar (Bundesrat Dr. Emil Welti, Rektor Dr. Johann Jakob Welti usw.). Ein Sohn starb im Alter von drei Jahren, alle an-

dern Kinder brachten es zu hochachtbaren Stellungen im Leben. Jakob Friedrich Welti war von 1831 bis 1844 Präsident des Bezirksgerichts Zurzach, 1844 bis 1866 Mitglied des Obergerichts des Kantons Aargau, 1834 bis 1852 des Großen Rates. Er wird geschildert als pflichtbewußter, strenger, eher etwas humorloser Beamter, dem eine große Intelligenz und ein unerschütterlicher Gerechtigkeitssinn eigen waren.

LITERATUR: PETER WELTI, *Das Weltbild Bundesrat Weltis*, in *Argovia* 63, 1951.

Walter Fischer 932

Welti-Alder, Jakob Friedrich, von Zurzach, Kunstmaler, * 1. Oktober 1871 in Winterthur, † 7. Januar 1952 in Zürich. Sohn des Johann Jakob Welti, Rektor in Winterthur. Nach dem Besuch der Stadtschulen von Winterthur studierte er in der Privatschule Aschler in München (1891–1894). Nach einem halbjährigen Aufenthalt in München ließ er sich 1895 in Zollikon bei Zürich nieder. Er hat besonders in der Portraitmalerkunst bemerkenswerte Leistungen aufzuweisen. Bekannt ist das Bildnis des Tiermalers Rudolf Koller (1896) im Kunstmuseum Zürich. Das Museum seiner Geburtsstadt Winterthur besitzt zwei Werke von ihm: *Die Trauer* und *Portrait E. Jungs*. Als weitere Werke sind zu nennen: *Der Arbeiter*, *Buremaiteli*, *Portrait*.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*. – *Schweizerisches Zeitgenossenlexikon*. – C. BRUN, *Verzeichnis der Kunstwerke*, 4. Auflage, S. 76–7. – ERNST, *Katalog der Kunsthalle Winterthur*, 1905, S. 23, 45. – *Katalog der Eröffnungsausstellung des Kunsthhauses am Heimplatz Zürich 1910*, S. 15–9.

Walter Fischer 933

Welti, Johann Jakob, von Zurzach, Bezirksarzt, Pionier für die Einführung der Seidenraupenzucht im Aargau, * 7. Februar 1796 in Zurzach, † 11. September 1854 in Zurzach, Sohn des Gemeinderates Hans Jakob Welti zum Hörnli Zurzach. Studierte 1810 bis 1814 in Zürich,

1816 bis 1817 in Tübingen. In der Zwischenzeit 1814 bis 1815 Unterarzt in Königsfelden. 1817 eröffnete er seine Praxis in Zurzach im Haus «Zum Greifen». Er wurde Bezirksarzt als Nachfolger des Ulrich Schaufelbühl (des spätern Regierungsrates). 1823 legte er Tabakpflanzungen an und machte Versuche mit 18 verschiedenen Sorten. Der Ertrag war zufriedenstellend. Trotzdem sich niemand fand, der ihm nachfolgen wollte im Anbau der neuen Kulturpflanze, machte er mutig den nächsten Schritt und begann die Blätter in Rauchtobak und Zigarren zu verarbeiten. Zuerst baute er kleine Handmaschinen, die verbessert und vervielfältigt wurden. 1830 kam er bei der aargauischen Regierung um die Konzession ein, an der Mündung des Zurzacher-Baches im sogenannten Mühlegraben eine Tobakstampfe mit Wasserrad betreiben zu dürfen. Die Bewilligung wurde erteilt, aber das Projekt kam wohl wegen finanziellen Schwierigkeiten nicht zur Ausführung.

Welti sah den Niedergang und das vollständige Aufhören der Zurzacher Messen voraus. Er wollte seinem Heimatflecken unbedingt einen Ersatz bringen für die Märkte, von denen die Zurzacher jahrhundertlang gelebt hatten. Mit einem ungeheuren Fleiß und mit unsäglichlicher Ausdauer machte er nun Versuche zur Einführung der Seidenraupenzucht. Er pflanzte Maulbeerbäume und ermittelte die für unser Klima günstigste Art. Er besaß Plantagen mit 6000 Pflanzen und vermochte auch in Klingnau und Leuggern Leute für die neue Verdienstmöglichkeit zu gewinnen. Er machte alle möglichen Versuche in der Zucht der Seidenraupe und in der Gewinnung einer guten Seide. 1836 legte Welti das Produkt seiner Bemühungen der aargauischen Regierung vor und bat um Unterstützung, erhielt aber nur 100 Franken. Er hatte den Plan, in Zurzach eine schweizerische Musteranstalt zur Einführung der Seidenraupenzucht zu errichten. Ein Statutenentwurf für die Gründung einer Aktiengesellschaft

lag schon vor. Während der Zurzacher Messen zeigte Welti den Interessenten seine Einrichtungen und führte sie von Baum zu Baum. Wiederum scheiterte das Unternehmen, da keine privaten Gelder aufgebracht werden konnten, und die Regierung lehnte 1839 eine Unterstützung ebenfalls ab. Da erfaßte der Unermüdliche den letzten Strohalm, um sein Werk zu retten. Er schrieb eine Abhandlung *Darstellung der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Einführung der Seidenraupenzucht in der Schweiz*. Darin gab er das Resultat seiner Studien und Versuche bekannt. Zuerst suchte er vergeblich nach einem Verleger. Nachdem es ihm endlich doch gelang, sein Werk im Jahre 1840 dem Druck zu übergeben, anerkannte auch die Regierung seine Leistungen für den Seidenbau, indem sie ihm einen Beitrag von 10 «Napoleon» bewilligte. Ein praktischer Erfolg blieb Welti auch in diesem Punkte für seine großen Bemühungen versagt.

1843 veröffentlichte er ein Schriftchen, betitelt *Kurze Darstellung über Zurzach und seine vorzüglich gesunde Lage, sowie über die in dort errichtete Cur-Anstalt für Bleichsüchtige, Scrophel- und Flechten-Kranke*. Er stellt darin fest, daß, gestützt auf 50jährige Beobachtungen seiner Vorgänger und von ihm selber, die vielen Krankheiten Croup, Masern, Scharlach, Typhus, Ruhr nur in geringem Maß nach dem von West- und Südwinden geschützten Zurzach vorgedrungen seien und meist einen gelinden Verlauf genommen hätten, daß die Zurzacher deshalb sehr alt werden und noch 80jährige Männer und Frauen ihre Geschäfte zu verrichten vermögen. Welti verwandelte deshalb das große Messehaus «Zum Greifen» in ein Heilbad. Das Wasser, das er aus einer «Tiefe von 30 Fuß» aus der Erde heraufpumpte, bezeichnete er als «vorzügliches, kaltes, reines Quellwasser, das nichts enthält als kohlensauren Kalk und Eisen». Das war der letzte große Versuch des merkwürdigen Mannes, Zurzachs Wirtschaft zu heben, aber es war ihm

ebensowenig Erfolg beschieden, wie den frühern. Es liegt eine große Tragik im Leben Weltis, dem es trotz großer Intelligenz und unermüdlichem Fleiß nicht gelang, eine seiner Ideen zum Wohle seiner Heimat in die Tat umzusetzen.

EIGENE WERKE: J. J. WELTI, *Einführung der Seidenzucht in der Schweiz*, Zurzach 1840. – J. J. WELTI, *Zurzach und über eine dort errichtete Cur-Anstalt*, Aarau 1843.

LITERATUR: WALTER FISCHER, *Ein Pionier zur Einführung neuer Industrien im Aargau, J. J. Welti, in Jahresmappes des Zurzacher Volksblattes 1958*.

Walter Fischer 934

Welti, Johann Jakob, Dr. phil., von Zurzach, Rektor der höheren Stadtschulen in Winterthur. * 18. November 1828 in Zurzach, † 6. September 1900 in Winterthur. Sohn von Oberrichter Jakob Friedrich Welti, Bruder des Bundesrates Dr. Emil Welti. Er besuchte die reformierte Gemeindeschule und die Bezirksschule in Zurzach. Seit seiner Jugend lebten die Zurzacher Messen in farbenreichster Erinnerung in ihm fort. Im Gymnasium in Aarau machten die Lehrer Rauchenstein und Rochholz besonderen Eindruck auf ihn. Der erstere vermittelte ihm die Einführung ins klassische Altertum, der letztere weckte den Sinn für deutsche Sprache und Literatur. 1848 bis 1856 studierte er in Jena deutsche Sprache, Geschichte, alte Sprachen. Sein bedeutendster Lehrer und Förderer war dort der Altphilologe Professor Karl Wilhelm Götting, später sein Freund, bei dem er Vorlesungen über alle Zweige der klassischen Altertumswissenschaft hörte. Bald sah er sich gezwungen, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Währenddem er Senior des Philologischen Seminars mit besonderer Auszeichnung war, nahm er 1851 zugleich eine Stelle als Lehrer im Zenkerschen Erziehungsinstitut an, wo er zu einem vorzüglichen Lehrer und Erzieher heranreifte. 1856 erhielt er von der Universität Jena durch eine sogenannte Ultra-Promotion die Doktorwürde. Hierauf kehrte er in seine Heimat zurück.

An der Bezirksschule seines Heimatfleckens erteilte er nun Latein und Griechisch. Mit einer Bürgerin aus Zurzach gründete er einen eigenen Hausstand. 1860 wurde er Rektor. Aber schon zwei Jahre später beriefen ihn die höheren Stadtschulen von Winterthur als Lehrer für alte Sprachen. Hier konnte er erst seine Lehrgabe voll entfalten. Er rückte weitgehend von der hergebrachten Schultechnik ab. Durch das Mittel der Sprachen suchte er das Kulturleben der Griechen und Römer zu vermitteln. Oft verglich er Vorgänge aus der alten Geschichte mit analogen Beispielen aus der Gegenwart. Eine Besonderheit seiner Methode war es, an zufällige Äußerung anzuknüpfen, um sie zum Gegenstand einer freien Aussprache zu machen. Solche Exkurse und der nie versiegende Humor Weltis brachten eine wohltuende Auflockerung in den systematischen und strengen Unterricht. Von seinen Zeitgenossen und Schülern wird Welte geschildert als ausgesprochene Persönlichkeit, «die den Maßstab in sich selbst trägt, voll von lebhaftem Temperament, von sittlicher Kraft und Willensstärke, durch Selbstkritik geläutert», bescheiden, gerecht und jeder Halbheit abhold, «mit klarem Verstand und begeistertem Gefühl für alles Poetische». Seine ganze Liebe galt der Welt Homers. Hier fand er die ihm entsprechende «Einfachheit und harmonische Gestaltung des Daseins».

1869 wurde er zum Prorektor, 1873 zum Rektor der höheren Stadtschulen (Industrieschule und Gymnasium) gewählt. Hier führte er ein patriarchalisches Regiment im besten Sinne des Wortes. Für die Schüler genügte ein kurzer Befehl von ihm, die Lehrer leitete er durch das eigene Beispiel. Er verlangte für alle Schüler, für das humanistische und das realistische Gymnasium eine gute Allgemeinbildung und dazu die Erziehung zu humanen Menschen, die auch gegen Andersdenkende und Andershandelnde gerecht sind. Seine vorgesetzten Behörden überließen ihm eine weitgehende Freiheit, die er nie

mißbrauchte. Als Ende der Siebzigerjahre die Stadt Winterthur sich in größter finanzieller Bedrängnis befand und die Existenz der höheren Schulen bedroht war, konnte er sie mit weiser Beschränkung über Wasser halten.

Unvergesslich sind Weltis klassische Ansprachen an die Abiturienten oder an die Schüler, in welchen immer wieder seine hohe Gesinnung sich widerspiegelt: «Die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft soll auch zu edlem Tun und Handeln anregen, vor allem stets zum Dienst an den Mitmenschen. Politisch müssen wir noch viel mehr mit Herz und Sinn dem Staate angehören, und zwar einem wahrhaft christlichen Staat.»

1892 trat er vom Rektorat zurück, behielt aber noch seine Lehrstelle bis 1897. Vor seinem Tod war er anderthalb Jahre durch schwere Krankheit ans Haus gefesselt. Seine erste Gattin, die ihm fünf Kinder geschenkt hatte, war ihm schon 1875 gestorben, und auch die zweite war ihm im Tode vorausgegangen. Mit Rektor Welte hatte die Heimat einen Menschen verloren, wie sie ein Jahrhundert in seltener Zahl gibt.

LITERATUR: Eigene Reden und Aufsätze. – *Programme der Stadtschulen Winterthur 1869, 1880, 1887, 1894/95.* – *Neujahrsblätter der Winterthurer Hilfsgesellschaft 1896, 1897, 1898.* – Rektor Dr. J. J. WELTE, *Reden und Aufsätze*, ausgewählt von der Welte-Kommission, herausgegeben von RUD. HUNZIKER, Winterthur 1909.

Walter Fischer 935

Welte, Karl (Charles) August, Kunstmaler, Radierer und Illustrator, * 16. April 1868, † 15. September 1931 in Aarburg, Sohn des V.D.M. Heinrich Welte-Kettiger, Institutsvorstehers, von Zurzach, in Aarburg. Er besuchte in Aarburg die Gemeinde- und die Bezirksschule sowie als Hospitant die Kantonsschule in Aarau (Zeichenlehrer Professor Wolfinger). Im Frühling 1884 bezog er die Kunstgewerbeschule in München. 1887 bestand er mit Auszeichnung die Aufnahmeprü-

fung in die Malklasse des Landschafters Karl Raupp, welcher an der Münchner Akademie der bildenden Künste eine Meisterschule leitete. Hier und im anregenden Verkehr mit andern Schweizer Malern und Freunden, wie Ernst Kreidolf, Wilhelm Balmer und seinem bekannteren Vetter Albert Welti, die sich um den Aargauer Adolf Stäbli scharten, erwarb sich Charles Welti die feste Grundlage für seine tüchtige, allen Scheinkünsten abholde Malweise. Da ihn die etwas verstaubte, dunkle Münchner Malschule auf die Dauer nicht befriedigte, zog er 1889 nach Paris, an die Ecole Julian; Helle und Farbigkeit der impressionistischen Landschaftler – die neue Modeströmung – hatten ihn angelockt. Seine Bildungszeit beschloß er mit einem längeren Studienaufenthalt (1893) in Italien (Lombardei, römische Campagna, Golf von Neapel). Hier, in der Lichtfülle des Südens, eignete er sich die ihm eigentümliche, lichte Malart an.

Als ständigen Wohnsitz wählte er seinen Geburtsort Aarburg. Landschaft und Menschen dieser seiner eigentlichen Heimat wurden die Hauptquellen seines vielseitigen künstlerischen Schaffens. Doch wußte er den kleinschweizerischen Rahmen, den ihm Jura- und Voralpenlandschaften geboten, zu weiten durch gelegentliche Malerfahrten ins Ausland, nach Paris, in die Bretagne und in die benachbarte Franche-Comté. Nebenbei versuchte er sich mit Erfolg in Wandmalereien (Gemeindehaus Aarburg und in verschiedenen dortigen Privathäusern) und beteiligte sich unter anderem auch am Wettbewerb für die Ausschmückung des Schweizerischen Landesmuseums (Entwurfdetail im Heimatmuseum Aarburg).

Einem Drang nach ausdrücklicherer Gestaltung seines künstlerischen Empfindens, seiner gedankenschweren Phantasie folgend, versuchte er sich schon früh in der Kunst des Radierens. Monumental wirkende Blätter (*Golgotha*, *Zorn Mosis* und andere), aber auch Kleinwerke (Tierbilder, Marktszenen, *Ex-Libris*) bezeugen

sein graphisches Talent. Als begabter Zeichner und untrüglicher Beobachter schuf er zudem Illustrationen zu Kinder- und Märchenbüchern, die sich durch Lebendigkeit des Ausdruckes und Feinheit der Ausführung auszeichnen; leider wurde nur ein kleiner Teil davon einer weitem Öffentlichkeit zugänglich gemacht (R.A. LA ROCHE, *Traumland der Tiere*; ANNA BURG, *Was Buben tun und leiden*).

An zahlreichen Kunstausstellungen des Auslandes (Paris, Berlin) sowie des Inlandes fand Charles Weltis Werk, in dem sich eine gesunde Wirklichkeitsfreude paart mit feinfühlem Erfassen zarter, oft romantischer Stimmungen, gebührende Anerkennung. Als Mitbegründer der Sektion Aargau der Gesellschaft schweizerischer Maler und Bildhauer hat er der aargauischen Künstlerschaft wertvolle Dienste geleistet.

LITERATUR: *Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler XXXV*, S. 366. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon III*, S. 477. – *Zofinger Neujahtsblätter 1932*, S. 40. – *Katalog der Gedächtnisausstellung Olten, 1932*. – *Tägliche Rundschau*, Berlin, vom 4. Juni 1898, 26. April 1900. – *Berliner Tageblatt* vom 24. Mai 1907. – *Basler Nachrichten* vom 29. September 1898. – *Neue Zürcher Zeitung* vom 26. Juli 1917, 17. April 1928. – *Aargauer Tagblatt* vom 9. Oktober 1917, 23. September 1931. – *Oltner Tagblatt* vom 16. April 1928.

Fritz Heitz-Knaus 936

Werder, Alfred, Pseudonym für Brunnhofer, Hermann (s. d.)

Werder, Johann Ulrich, * 21. Oktober 1870, † 2. Februar 1943 in Bern. Professor der Chemie, Kantonschemiker in Aarau und Sektionschef für Lebensmittelkontrolle am eidgenössischen Gesundheitsamt in Bern. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt St. Gallen und studierte nach bestandener Maturitätsprüfung Chemie an der Universität Basel und hauptsächlich an der Universität Zürich, bekleidete anderthalb Jahre die Stelle eines zweiten und nach dem Doktorexamen ein Jahr lang diejenige eines ersten Assistenten. Von 1895 bis zur Wahl nach Aarau war er

Adjunkt des Kantonschemikers Ambühl in St. Gallen und nebenamtlich unterrichtete er an Verkehrsschule und Handelsschule der Zollabteilung in St. Gallen. 1904 wurde er als Professor der Chemie an die Kantonsschule Aarau gewählt als Nachfolger von Professor Liechti, und ihm übergab der Staat die Leitung der Lebensmitteluntersuchungen im Aargau. Der Unterricht fiel ihm leicht; doch mehr interessierten ihn die Lebensmitteluntersuchungen. Schon 1909 mit dem Inkraftsetzen des neuen Lebensmittelgesetzes gab er die Lehrstelle auf und wurde Kantonschemiker. Die Lebensmittelkontrolle organisierte er vorzüglich im Aargau, verfaßte auch zehn Publikationen und war politisch in der Freisinnigen Partei tätig. 1924 erfolgte seine Wahl zum Abteilungschef für Lebensmittelkontrolle am eidgenössischen Gesundheitsamt in Bern und später auch zum Professor für Lebensmittelchemie an der Universität Bern. In Bern verlebte er die fruchtbarste Zeit seiner Tätigkeit. Arbeiten befassen sich mit Milchhygiene und Abwasserreinigung. 1928 erfolgte seine wichtigste Arbeit über den Nachweis von Obstwein im Traubenwein mit dem Sorbitverfahren, das die vor ihm schon von vielen Forschern gestellte Frage endgültig löste. Eine umfangreiche und allseitig anerkannte Arbeit hat Werder in administrativer Hinsicht geleitet. Er hatte eine besondere Gabe, schwierige Probleme einfach und klar darzulegen. Das kam ganz besonders bei der Abfassung gesetzlicher Erlasse und den Revisionen des *Schweizerischen Lebensmittelbuches* zum Ausdruck. Der Verein schweizerischer Analytiker-Chemiker ernannte ihn zum Ehrenmitglied und überreichte ihm zum 70. Geburtstag eine von einem Künstler erstellte Plakette. Siebzehn Monate nach seinem Rücktritt erlöste ihn nach einem schweren Krankheitslager der Tod.

NACHRUF von Professor HÖGL in den *Mitteilungen aus dem Gebiete der Lebensmitteluntersuchungen und Hygiene XXXIV* (1943).

Adolf Hartmann 937

Wernle, Paul, * 1. Mai 1872 in Zürich, † 11. April 1939 in Basel. Wernle ist Aargauer durch seine Mutter Louise Susanna Ringier von Zofingen, die älteste Tochter des Staatsschreibers Karl Ludwig Ringier, sowie durch das vom Vater Christian Fürchtegott Wernle im Jahre 1859 erworbene Bürgerrecht von Aarau. Dieser Vater Wernle, Apotheker und später Drogist, war aus Kirchheim unter Teck zugewandert und stammt aus einer Familie, die in verschiedener Form der Namensschreibung als Wernle, Wernlin, Wörnlen, Wörnle in Württemberg verbreitet ist. Schon 1866 ziehen die Eltern Wernle nach Zürich-Hottingen, so daß sich der dort als viertes Kind und zweiter Sohn geborene Paul wohl immer als Zürcher gefühlt hat. Der Geist des Elternhauses ist ausgesprochen christlich: «Ich bin von meinem Vater und meiner Mutter her im alten Christentum geboren. Beide Eltern standen unter dem starken Eindruck der Erweckungsfrömmigkeit» – so lauten die ersten Sätze der Selbstdarstellung. Der Knabe, der schon als Schüler in immer neuen Fassungen eine Weltgeschichte schreibt, «bis ich schließlich in der Geschichte des alten Orients steckenblieb und erkannte, daß es ohne Kenntnis der Hieroglyphen und der Keilschrift nicht mehr weiterging», empfing starke Eindrücke von dem an der St.-Anna-Kapelle wirkenden Minoritätspfarrer Edmund Fröhlich einerseits, den Gymnasiallehrern Otto Markwart und Heinrich Motz andererseits. Damals stieg auch «die Sonne Goethe» in seinem Herzen auf. Der ursprüngliche Lebensplan, Geschichte zu studieren, wird zugunsten der Theologie fallen gelassen: «Um zur Klarheit über die schweren religiösen Fragen zu gelangen, entschloß ich mich im Herbst 1888 zur Wahl des Theologiestudiums.» Er bezieht 1891 die Universität Basel; die Wahl von Basel geschieht unter dem Einfluß des Jacob-Burckhardt-Biographen Otto Markwart. Den für das ganze Leben bestimmenden Eindruck gewinnt er hier durch den genialen Alttestamentler Bern-

hard Duhm. Er selber wendet sich hauptsächlich dem Neuen Testament zu. «Eschatologie, Enthusiasmus, Ekstase und Askese» sind die damals für sein Bibelverständnis bestimmenden Kategorien. Die in Berlin und namentlich in Göttingen verbrachten Semester vermitteln die starke Einwirkung von Harnack, Treitschke, Wellhausen, Wilamowitz, indirekt von Albrecht Ritschl, die erste Berührung mit Herrmann und Jülicher, Eindrücke von Hermann Gunkel, Ernst Troeltsch und William Wrede, vor allem die nahe Verbundenheit mit Johannes Weiß und Wilhelm Bousset; Einflüsse von de Lagarde, Thomas Carlyle und Friedrich Naumann wirken lebenslang nach. Frühjahr 1896 wird das theologische Konkordatsexamen absolviert und die Lizentiatenarbeit und -prüfung vorbereitet. Der Eintritt in die akademische Karriere war längst beschlossene Sache. «Ich hatte es aber nur der hingebenden Arbeit meiner beiden Schwestern im väterlichen Geschäft in Zürich zu verdanken, daß mir die akademische Tätigkeit ökonomisch ermöglicht wurde.» Schon im Frühjahr 1897 steht der eben Fünfundzwanzigjährige auf dem Katheder als Dozent für Neues Testament. «Ziel meiner Dozentenarbeit war von Anfang bis ans Ende stets das gleiche: innerhalb des zeitgeschichtlichen Rahmens, den ich stark hervorhob, das Lebendige, Schöpferische, Ewige und Absolute, das noch heute zu unserer Seele redet, für meine Zuhörer herauszuarbeiten.» Kurz vor Weihnachten 1900 erfolgt die große Umstellung: dem jungen Neutestamentler, der sich bereits durch mehrere Publikationen einen Namen gemacht hatte, wird die durch den Tod von Rudolf Staehelin, dem Zwingli-Biographen, erledigte Lehrstelle für Neuere Kirchengeschichte und Dogmengeschichte, mit der gewöhnlich das Lektorat am «Frey-Grynaeum» mit freier Amtswohnung und kostbarer Bibliothek verbunden ist, angeboten, und dieser nimmt an. Gleichzeitig erfolgt seine Verheiratung mit Marie Liechtenhan, einer Tochter

aus alter Basler Familie. Es eröffnet sich eine ungemein fruchtbare Tätigkeit als Universitätslehrer, dem die Studenten zuströmen, Forscher, erstaunlich produktiver Verfasser gelehrter Werke, leidenschaftlich bewegter, in Wort und Schrift sich äußernder Teilnehmer an kirchlichen, sozialen, politischen Fragen. Es reift das Lebenswerk *Der Schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert*, das, in drei Bänden in den Jahren 1923 bis 1925 publiziert, allgemein als eine der bleibenden Leistungen nicht nur der schweizerischen, sondern der kirchengeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Geschichtsschreibung überhaupt anerkannt ist. Die Philosophische Fakultät der Universität Basel hatte ihm dafür zu der schon 1903 von Marburg verliehenen theologischen Doktorwürde hinzu den philosophischen Ehrendoktor geschenkt, die Preußische Akademie der Wissenschaften ihn zum korrespondierenden Mitglied ernannt. Schon vorher war als die neben dem Lebenswerk erstaunlichste und für den Autor am meisten charakteristische Leistung die *Einführung in das theologische Studium* (1908, 3. Auflage 1921) erschienen. Bereits aber waren auf das bisher fast ungetrübte Leben dunkle Schatten gefallen: eine besonders nahestehende Schwester starb früh; die geliebte Mutter hatte der Sohn bis zu ihrem 80. Geburtstag behalten dürfen. In ihrem Todesjahr 1918 erkrankte plötzlich die Lebensgefährtin und Mitarbeiterin zu vierjährigem Siechtum. Ihr Tod im Jahre 1922 traf den Ehemann in gesundheitlich schon sehr geschädigtem Zustand, da sich seit dem Jahr 1917 die sogenannte Parkinsonsche Krankheit, die progressive Schüttellähmung, bemerkbar zu machen begonnen hatte. «Es ist unglaublich, was er, der temperamentvolle Mann, in den 22 Jahren seiner Krankheit durchzumachen hatte. Er war fast völlig immobilisiert und konnte sich nur mit größter Anstrengung in für andere fast unhörbarer Weise in Flüsterstimme verständlich machen», so urteilt ein Sachverständiger. Im Jahre

1924 hatte die Zürcherin Maria Nußberger die Aufgabe, die zweite Gattin des Schwerkranken zu werden, übernommen. «Was ich seither noch leisten durfte, das kommt größtenteils auf die Rechnung meiner zweiten Frau.» Unter äußersten Schwierigkeiten wurde die Arbeit an der Fortsetzung der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, an der Kirchengeschichte der Helvetik, gefördert. 1487 eng beschriebene Folioseiten lagen schließlich vor. Die Bearbeitung und Kürzung besorgten nahe Freunde und Fachgenossen, die Hauptarbeit Pfarrer Dr. Albert Knittel in Zürich. Der erste Band des Werkes *Der Schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik 1798 bis 1803* konnte Wernle noch in die Hand gelegt werden. Zwanzig Tage vor seinem 67. Geburtstag, am 11. April 1939, wurde er von seinem Leiden erlöst. Die größte Leistung, größer noch als alles, was von ihm für die Wissenschaft und Kirche getan worden war, hatte er durch die klaglos tapfere, ja fröhliche Art vollbracht, wie er sein Leiden trug. Er hat durch die Tat bekräftigt, was er im Juni 1919 in der Vorrede zu seinem *Calvin* geschrieben hatte: «Der reformatorische Glaube, der ist mir Gotteskraft für unsere Zeit; mit ihm läßt sich nicht nur so leben, mit ihm erwacht erst das Leben, das von Jesus her als Geschenk und als Aufgabe zu uns kommt, und das auch den dunkelsten Anfechtungen und härtesten Widerständen gewachsen ist.»

WERKE: Verzeichnis der Veröffentlichungen, zusammengestellt von PHILIPP SCHMIDT in der *Festschrift zum sechzigsten Geburtstag: Aus fünf Jahrhunderten*, Basel 1932 (diese Bibliographie umfaßt 11 Seiten Großformat). – Außer den in der Darstellung genannten Hauptwerken führen wir als die wichtigsten an: *Der Christ und die Sünde bei Paulus*, 1897. – *Die synoptische Frage*, 1899. – *Die Anfänge unserer Religion*, 1901, 2. Auflage 1904. – *Jesus*, 1916. – *Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert*, 1904. – *Calvin und Basel bis zum Tode des Myconius*, 1909. – *Renaissance und Reformation*, 1912. – *Vorläufige Anmerkungen zu den Soziallehren der*

christlichen Kirchen und Gruppen von Ernst Troeltsch, in *Zeitschrift für Theologie und Kirche*, 1912. – *Der evangelische Glaube nach den Hauptschriften der Reformatoren*, 1918/19: 1. Luther, 2. Zwingli, 3. Calvin.

LITERATUR: Zur Biographie und Würdigung: Paul Wernle in dem Sammelwerk *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1929 (die in der obestehenden Darstellung gegebenen Zitate stammen alle aus dieser Schrift). – *Zur Erinnerung an Paul Wernle*, von WERNLE zur Beerdigung verfaßte Personalien (nicht im Handel). – RUDOLF SCHWARZ, *Nachruf auf Paul Wernle*, in *Basler Jahrbuch* 1940. – BENEDIKT HARTMANN, *Zum Todestag Paul Wernles*, im *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz*, Basel 1940.

Oskar Moppert 938

Wernli, Fritz, von Laufenburg, Historiker, * 22. Dezember 1854, † 2. August 1931. In Aarau geboren, besuchte er die Aargauische Kantonsschule und studierte hierauf Altphilologie und Geschichte an den Universitäten München, Berlin, Neuenburg und Zürich. Nach kurzen Stellvertretungen an der Kantonsschule und an der Bezirksschule Lenzburg wurde er an die Bezirksschule seiner Heimatstadt Laufenburg gewählt, wo er von 1879 bis 1905, lange Zeit auch als Rektor, tätig war. Von 1905 bis 1920 war er Bezirkslehrer in Lenzburg für Geschichte und alte Sprachen. Bis 1921 betreute er auch die Stadtbibliothek. Er war ein außerordentlich anregender Lehrer, der in seinen Fächern aus dem vollen schöpfen konnte und seine Lektionen in unpedantischer Weise mit geistreichen und sarkastischen Bemerkungen zu würzen liebte. Dem Schabernack seiner Schüler begegnete er mit Humor und Verständnis und wußte demselben stets eine anekdotische Seite abzugewinnen. Seine historischen Arbeiten zeugen von gründlicher Sachkenntnis und möglicher Genauigkeit. In jüngern Jahren veröffentlichte er auch spannende Skizzen und Erzählungen in den Feuilletons verschiedener schweizerischer und aargauischer Zeitungen und im *Schwizerhüsli*. Später, vor allem nach seinem Rücktritt vom Lehramt, war er

Mitarbeiter am *Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz*. Er verbrachte die letzten Lebensjahre in Laufenburg. Eine zunehmende Augenschwäche verhinderte ihn, sich weiter mit historischen Arbeiten zu befassen, doch verkürzte sich der geistig regsam Gebliebene die Zeit mit Privatstunden in seinen geliebten alten Sprachen und mit Englischstunden an der kaufmännischen Berufsschule.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die St.-Johann-Pfarrkirche zu Laufenburg*, in *Argovia* 23, 1892. – *Das Fricktal und die vier Waldstätte am Rhein im Schwabenkrieg*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 1904. – *Bausteine zu einer Geschichte des Kapuzinerklosters Laufenburg*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 1910. – *Die Stadt Laufenburg von ihrem Übergang an Österreich bis zum Schwabenkrieg*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 1912. – *Die Einführung der Reformation in Stadt und Grafschaft Lenzburg*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 1916. – *Laufenburger Festspiel zur aargauischen Centenarfeier* 1903. – *Wirrnisse*, Erzählung aus dem süddeutschen Bauernkrieg, Aarau 1908.

QUELLEN: Nekrologe im *Aargauischen Schulblatt*, Nr. 21 vom 9. Oktober 1931. – *Schweizerische Lehrerzeitung*, Nr. 37 vom 12. September 1931. – *Lenzburger Zeitung*, Nr. 94 vom 11. August 1931. – HERM. AELLEN, *Schweiz. Zeitgenossenlexikon*, Bern 1921. – Persönliche Erinnerungen.

Nold Halder 939

Wernly, Rudolf, von Thalheim, * 8. April 1846 in Buchs bei Aarau, † 26. Juni 1925 in Bern. Pfarrer. Aus kinderreicher Lehrerfamilie stammend, besuchte er die Gemeindeschulen in Buchs, Gebenstorf und Turgi, von 1859 an die Bezirksschule in Brugg und empfing 1863 bis 1866 seine Gymnasialbildung im Pädagogium in Basel, wo er das Glück hatte, Schüler von Jakob Burckhardt und Wilhelm Wackernagel zu sein. An der Basler Universität begann er 1866 sein Theologiestudium, das er nach einem Zürcher und zwei Göttinger Semestern wiederum in Basel abschloß. 1870 wurde er ins aargauische

Ministerium aufgenommen und ordiniert. Als Vikar in Windisch nahm er im selben Jahre seine Berufsarbeit auf, zog 1872 als Pfarrer nach Ryken-Murgenthal und 1876 nach Kirchberg, wo ihn 1881 der Ruf der Pfarrgemeinde der nahen Kantonshauptstadt erreichte. Es war ihm vergönnt, das im Januar 1882 angetretene Stadtpfarramt während fast 37 Jahren als geschätzter Prediger, hingebender Seelsorger und anregender Jugenderzieher segensreich auszuüben. Selbst die positive Richtung vertretend, wirkte er ohne Engherzigkeit in mildem, versöhnlichem Geiste.

Seine Seelsorge beschränkte sich nicht auf die eigene Gemeinde. Seit 1878 nahm er sich auch der in Schönenwerd wohnenden Protestanten an, hielt dort Predigten und erteilte Religionsunterricht, bis 1899 eine Kirchgemeinde entstand. Darüber hinaus tat er für die Diasporaprotestanten überhaupt vieles, vor allem als Präsident des aargauischen Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins während 30 Jahren (1885–1915). Die heranwachsende Jugend lag ihm besonders am Herzen. In Wort und Schrift trat er für die Sonntagsheiligung ein.

Während der ganzen Zeit seiner Aarauer Tätigkeit amtierte Pfarrer Wernly auch als Hebräischlehrer an der Kantonsschule. Er war Mitglied der städtischen Schulpflege. 31 Jahre arbeitete er in der Direktion des Lehrerinnenseminars und des Töchterinstituts in Aarau mit. Sein soziales und kulturelles Wirken war von erstaunlicher Vielfalt. Er gehörte den Aufsichtskommissionen der Taubstummanstalt Landenhof, der Pestalozzistiftung in Olsberg und der Anstalt für schwachbegabte taubstumme Kinder im Schloß Turbental an. 1889 rief er mit vier andern Aarauern die Anstalt für schwachsinnige Kinder im Schloß Biberstein ins Leben. Noch in manchen andern Kommissionen wirkte er mit und betätigte sich in der Fürsorge für Arme, Kranke, Gebrechliche, schwächliche Kinder. Er bemühte sich aber auch um die Errichtung des Zschokke-Denkmals in Aarau und schrieb zu dessen

Enthüllung 1894 die Festschrift. 1907 war wiederum er einer der Hauptinitianten für die Gründung der aargauischen Vereinigung für Heimatschutz. 1882 hatte er zu den Mitgründern des Schweizerischen Roten Kreuzes gehört, dem er dann lange als Sekretär (1882–1894) und als Direktionsmitglied (1894–1911) diente. Seiner Feder entstammte das Festspiel *Krieg und Kreuz* zum 25jährigen Bestehen des Roten Kreuzes (1907). Selbstverständlich hat Wernly nicht zuletzt in den gemeinnützigen Gesellschaften sehr rege mitgearbeitet; er war lange Jahre Mitglied des Vorstandes der Kulturgesellschaft des Bezirks Aarau, Aktuar des Zentralvorstandes der Aargauischen Kulturgesellschaft, Mitglied der Zentralkommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. In Vorträgen hat er sich für die Hebung des Lehrlingswesens eingesetzt. Bei aller Hingabe an die Aufgaben des Tages fand Wernly noch Zeit, die Geschichte sämtlicher aargauischen Kulturgesellschaften zu schreiben.

Rudolf Wernly konnte auf ein ungewöhnlich reiches Lebenswerk zurückblicken, als er 1918 das Pfarramt niederlegte. Seine letzten Jahre verbrachte er mit seiner Gattin, einer Tochter des Brugger Helfers Krafft, die er 1873 heimgeführt hatte und die ihm 1923 nach 50jähriger glücklicher Ehe entrissen wurde, bei einer Tochter in Bern, fast bis zuletzt noch literarisch arbeitend.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Von den Alpen zum Vesuv*. Reisebilder aus Italien, Aarau 1892. – *Vater Heinrich Zschokke*. Ein Lebens- und Charakterbild, Festschrift, Aarau 1894. – *Krieg und Kreuz*. Vaterländisches Festspiel, Aarau 1906. – *Die hebräische Sprache als Gymnasialfach und ihre kulturhistorischen Beziehungen zum alten Orient*, im *Jahresbericht der Kantonsschule*, Aarau 1912. – *Geschichte der Aargauischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1811–1911*, Aarau 1912. – *Geschichtlicher Rückblick zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Kulturgesellschaft des Bezirks Zofingen*, Zofingen 1921. – *Die ethisch-religiöse Krankenpflege*, Bern 1923. – *Die aargauische Gemeinnützigkeit in ihren Beziehungen und in*

ihren Bezirksgesellschaften. I: Allgemeiner Teil; II, 1 bis 10: Geschichte der einzelnen Bezirksgesellschaften (ohne Zofingen, siehe oben), 11 Bände, o. J. Maschinenschrift, Kantonsbibliothek Aarau. – Die Titel weiterer Publikationen (Vorträge, Ansprachen usw.) siehe im Katalog der Kantonsbibliothek.

LITERATUR: *Zur Erinnerung an unsern lieben Vater Rudolf Wernly-Krafft*, Ansprachen von Pfarrer H. AMSLER, Bern, Stadtschammann H. HÄSSIG und Pfarrer G. ALDER, Aarau, Bern 1925. – Nekrologe in *Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit* 64 (1925) 280–4 (mit Bild); *Aargauer Tagblatt* und *Neue Aargauer Zeitung* vom 30. Juni 1925. – F. LEUTHOLD, *Der Protestantisch-kirchliche Hilfsverein des Kantons Aargau 1846–1946*, Brugg 1946. Georg Boner 940

Wey, Joachim, von Villmergen, * 12. Dezember 1774, † 28. Juni 1844 daselbst. Regierungsrat, Oberrichter. Der als Sohn des Villmerger Untervogts und oberen Müllers Johannes Wey geborene Joachim Wey, von Beruf Arzt (Patent 1804), ließ sich 1804 außerdem als Anwalt (Prokurator III. Klasse) für die Bezirke Bremgarten und Muri, 1806 auch für Baden und Zurzach patentieren und gehörte 1812 bis 1831 dem Bezirksgericht Bremgarten an. 1819 gelangte er in den Großen Rat, in dem er bis 1841 blieb. Wie andere Freiämter Juristen und Ärzte erfaßte auch ihn die politische Bewegung, die den Umschwung von 1830/1831 herbeiführte. Er wurde eines der tätigsten Mitglieder des Verfassungsrates und noch 1831 in den Kleinen Rat berufen. Er betreute in der Regierung hauptsächlich das Sanitäts- und das Armenwesen, nämlich als Vizepräsident (1831–1833) und Präsident des Sanitätsrates (1834–1836) und als Vizepräsident (1831) und Präsident der Armenkommission (1832–1837). Daneben bekleidete er das Vizepräsidium der Rechnungskommission (1831–1837) und die Präsidien der Schuldentilgungskommission (1831–1835), der Spitaldirektion (1833) und der Baukommission (1836). Wey sprach und handelte im Großen und im Kleinen Rat durchaus als ein Vertre-

ter des herrschenden Radikalismus. Aus der Regierung schied er, von seinen Kollegen zum Bezirksamtman von Bremgarten gewählt, auf Ende 1837 aus. Diese Wahl und die gleichzeitige Dr. Josef Weibels zum Bezirksamtman von Muri waren zweifellos als Stärkung wichtiger, weil besonders exponierter Positionen des Radikalismus im Freiamt gedacht. Die Regierung täuschte sich nicht in Wey. Im Sturm des 10. Januar 1841 hielt er, nachdem er in der Nacht vorher die befohlenen Verhaftungen der konservativen Führer vorgenommen hatte, unerschrocken stand, solange er konnte. Bei der Befreiung der Gefangenen, der sich Wey energisch widersetzte, wurde er von der erregten Menge durch Schläge, Stöße und Fußtritte arg mißhandelt; ein Schuß durchlöcherte ihm zwischen Brust und rechtem Arm Rock und Weste, verletzte ihn aber nicht. Im selben Jahre 1841 vom Großen Rat in das Obergericht gewählt, starb Wey schon nach drei Jahren. Er hatte sich vom verhängnisvollen 10. Januar nie mehr richtig erholt und war selbst überzeugt, daß ihm jener Tag sein Leben um einige Jahre abgekürzt habe. Seiner 1813 mit Magdalena Fischer (1793–1875), der Schwester des Schwanenwirts Heinrich Fischer von Merenschwand, geschlossenen Ehe waren sieben Kinder entsprossen.

QUELLEN: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen und Kleinen Rates. – Gemeindearchiv Villmergen, Kirchenbücher und Bürgerregister. – *Verhandlungen des Verfassungsraths des Kantons Aargau*, 1831. – *Urtheile des aargauischen Obergerichts über die beim Aufruhr vom 10. und 11. Januar 1841 zu Bremgarten Betheiligten*, Aarau 1844. – Nekrologe in *Der Schweizer-Bote* vom 2. Juli 1844 und *Neuer Nekrolog der Deutschen*, 1844 II, 921f.

Georg Boner 941

Widmann, Max, von Baselaugst, * 23. Januar 1867 in Liestal, † 24. Oktober 1946 in Burgdorf. Der Sohn des Redaktors und Schriftstellers Josef Viktor Widmann wuchs in Bern auf, besuchte 1883 bis 1886 das Lehrerseminar in Wettingen, mußte dann aber seine Ausbildung am

Seminar in Chur vollenden (Lehrerpatent 1887). Die Universitätsstudien in Bern und Berlin, unterbrochen durch kurze Redaktionstätigkeit am *Freien Rätier* in Chur (1889–1890), beschloß er 1892 in Bern mit dem Doktorat. Er hatte in Berlin insbesondere den Germanisten Erich Schmidt, den Philosophen Dilthey, den Historiker Treitschke und den Kunsthistoriker Hermann Grimm gehört. Der weitere Lebensweg führte Widmann vorerst als Redaktor des radikalen *Bieler Anzeigers* nach Biel und zwei Jahre später, im Dezember 1895, nach Aarau.

Hier war ihm die Redaktion der *Aargauer Nachrichten*, eines radikalen Blattes, übertragen worden, hinter dem Männer wie Oberst Künzli, Nationalrat Kurz, Conradin Zschokke, der spätere Bundesrichter Dr. Hans Müri, Spitaldirektor Dr. Heinrich Bircher und der junge Brugger Anwalt Edmund Schultheß standen. Obgleich es kurz zuvor zur Fusion der Demokraten und Liberalen gekommen war, gab es noch manche heftige Fehde zwischen den *Aargauer Nachrichten* und dem liberalen *Aargauer Tagblatt*. Der noch junge Redaktor führte seine Feder temperamentvoll und angriffslustig im Geiste eines militanten Radikalismus. Bald spielte er auch im kulturellen Leben Aaraus eine bedeutende, vielfach anregende Rolle. Hauptsächlich ihm war es zu danken, daß 1902 die Literarische Gesellschaft entstand, mit der 1905 die ältere Lesegesellschaft zur Literarischen und Lesegesellschaft Aarau verschmolz. Widmann wurde deren erster Präsident. Vortragsabende bedeutender Schriftsteller der Zeit brachten einen frischen Zug in das kulturelle Leben der Hauptstadt. Widmann war es auch, der zum Kantonsjubiläum von 1903 die Herausgabe des *Aargauischen Dichterbuches* anregte. Seine unermüdliche Arbeit als Vizepräsident des Festspielkomitees trug viel bei zum Gelingen der Zentenarfeier. Dem Theater galt überhaupt die besondere Liebe Widmanns. Für die gemeinsame Herbstfahrt, die der Zürcher Lesezirkel Hottingen und

die Literarische Gesellschaft Aarau im September 1906 ins aargauische Seetal unternahmen, schuf er selbst das Festspiel *Der Ring von Hallwil*. Im Jahre darauf war er wesentlich beteiligt am Zustandekommen der glanzvollen Freilichtaufführungen von Schillers *Braut von Messina* im Amphitheater von Vindonissa. Das nach der Kellerschen Novelle *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* gestaltete Festspiel zum Aargauer Kantonalschützenfest von 1908 entstammte wiederum seiner eigenen Feder. 1911 verließ Widmann Aarau, um die Redaktion des *Burgdorfer Tagblattes* zu übernehmen; dieser Tätigkeit widmete er sich bis an sein Ende. Daneben beschäftigte er sich namentlich mit der Sichtung und Betreuung der literarischen Hinterlassenschaft seines Vaters; er gab von ihm Gedichte, ausgewählte Feuilletons, Liebesbriefe aus der Jugendzeit und den Briefwechsel mit Gottfried Keller heraus und schrieb auch, gemeinsam mit seiner Schwester, dessen Lebensbild.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Albrecht von Hallers Staatsromane*, Diss., Biel 1894. – *Der Ring von Hallwil*, Festspiel 1906. – *Die Frage eines Theater-Neubaues in Aarau*, Aarau 1907. – *Das Fähnlein der sieben Aufrechten*, Festspiel zum aargauischen Kantonalschützenfest, Aarau 1908. – *Der heilige Hain*, Oratorium, vertont von HANS HUBER, 1910. – *Das Verhängnis*, Roman, Olten 1920. – *Carl Spitteler's Leben*, Burgdorf 1925. – *Hundert Jahre Burgdorfer Tagblatt*, *Berner Volksfreund* 1831–1931, Burgdorf 1931. – *Sanfter Nachklang goldner Tage*, Lebenserinnerungen, Bern 1936. – *Die Feuerbestattung*, Burgdorf 1938. – Gemeinsam mit ELISABETH WIDMANN, *Joseph Viktor Widmann*, ein Lebensbild, Frauenfeld 1922/1924.

LITERATUR: Lebenserinnerungen (bis 1911 reichend) 1936 (s. oben). – Nekrolog von HANS KAESLIN im *Aargauer Tagblatt* vom 26. Oktober 1946. – *Biographisches Lexikon verstorbener Schweizer*, In Memoriam, Band I, Zürich 1947, S. 359 (mit Bild). – W. GILOMEN, *Zum 50jährigen Bestehen der Literarischen und Lese-gesellschaft Aarau*, in *Aarauder Neu-jahrsblätter* 1955.

Georg Boner 942

Widmer, Anna Clara Hedwig, von Hausen und Lenzburg, Schriftstellerin, * 1. September 1867, † 2. November 1924. Hedwig Widmer ist in Lenzburg als Tochter des Schnupftabakfabrikanten Widmer-Strauß geboren, besuchte die dortigen Schulen und erwarb hernach in Frankreich das Lehrerinnenpatent. Später verheiratete sie sich in Lenzburg mit dem Kaufmann K. Bertuch. Unter dem Pseudonym *Hanna Fröhlich* veröffentlichte sie Skizzen, Novellen und Erzählungen, zum Teil in Aargauer Mundart, in verschiedenen schweizerischen und deutschen Familienzeitschriften und Frauenmodeblättern. Als selbständige Publikationen sind erschienen: *Schweizer Heimweh*, ohne Ort und Jahr; *Der Bettlerin Fluch*, Heilbronn 1908; *Fideli Schwizergschichtli*, (Reclams Universalbibliothek), Leipzig. Nach ihrer zweiten Verheiratung schrieb sie unter dem Namen *Hedwig Dominé*. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in Basel. Ein Manuskript mit unveröffentlichten Arbeiten befindet sich in der Kantonsbibliothek Aarau.

QUELLEN: HERMANN AELLEN, *Schweizerisches Schriftsteller-Lexikon*, Weinfelden 1918. – Persönliche Mitteilungen von C. BERTUCH, Basel.

Nold Halder 943

Widmer, Franz Friedrich (Fritz), von Niedererlinsbach SO und (seit 1889) Aarau, * 19. September 1870 in Aarau, † 14. Mai 1943 in Bern. Architekt. Sohn des Musiklehrers Franz Josef Widmer-Reimann. Dem Besuch der Aarauder Gemeinde- und Bezirksschule und der Gewerbeschule (Matura 1888) folgte das Fachstudium an der Bauschule der ETH. Dort war Widmer bevorzugter Schüler namentlich Professor Bluntschlis, als dessen Assistent er sich nach der Diplomierung ein Jahr betätigte. Während zwei weiteren Jahren arbeitete er in Budapest beim Schweizer Architekten Rudolf Ray und kehrte 1895 in die Heimat zurück, um als Adjunkt von Stadtbaumeister Schlatter in den Dienst der Stadt Solothurn zu treten. Schon bald aber machte

sich Widmer selbständig. 1896 verband er sich mit W. Bracher, der in Biel bereits ein Bau- und Architekturgeschäft betrieb, zur Architektur- und Baufirma Bracher & Widmer in Bern, in die 1905 der Architekt Marcel Daxelhofer († 1927) eintrat, während Bracher 1923 aus ihr ausschied und das Baugeschäft allein weiterführte. Die Architekturfirma entwickelte sich zu einem der angesehensten Unternehmen in der Stadt Bern, im Bernbiet und darüber hinaus. Sie schuf neben vielen Privathäusern eine Reihe von Schulhäusern und andern markanten, öffentlichen Bauten, Geschäftshäusern und Industriebauten, so in Bern das Obergerichtsgebäude, die Schweizerische Volksbank und die Schweizerische Kreditanstalt, die Hotels National und Schweizerhof, die Geschäftshäuserreihe, die die Ostfront des Berner Bahnhofplatzes bildet, das Gymnasium auf dem Kirchenfeld, dann in Freiburg die Universitätsbibliothek. Widmers Tätigkeit reichte auch in den Kanton Aargau. Seine Schöpfungen vor allem sind die im Aarauer Stadtbild stark in Erscheinung tretenden Gebäude des Zelglischulhauses und der Hauptpost, die beide in die letzten Jahre vor dem Ersten Weltkrieg fallen, und das bald nachher errichtete Verwaltungsgebäude des städtischen Elektrizitätswerkes mit den Räumen für Obergericht und Staatsanwaltschaft, auch das Schulhaus in Aarburg und die Villa Hunziker-Fleiner am Distelberg in Aarau. Den Bauten, die eine Vorliebe für klassizistische und barocke Formen zeigen, werden schlichte Vornehmheit, Zurückhaltung in der Verwendung von dekorativen Mitteln, klare Grundrißlösungen und ruhige Haltung im Aufbau nachgerühmt. Widmer war 1917 bis 1924 Mitglied des Zentralkomitees des SIA, zuletzt dessen Vizepräsident, unter anderem auch Mitglied der Berner Stadtausbau-Kommission. Als Mensch war er eher zurückhaltend, von ruhiger Art und gütiger Gesinnung. Aus der 1900 mit einer Tochter des Aargauer Regierungsrates Karl Fahrländer geschlossenen Ehe erwachsen ihm drei Kinder.

LITERATUR: Nekrologe im *Bund* vom 22. Mai 1943; *Schweizerische Bauzeitung* vom 4. September 1943, S. 116f. – *Projektierte und ausgeführte Bauten der dipl. Architekten SIA Bracher, Widmer und Daxelhofer*, Bern 1923. – R. VOGT, *Das neue Verwaltungsgebäude des städtischen Elektrizitäts- und Wasserwerks Aarau, nach Plänen von Widmer und Daxelhofer*, *Architekten in Bern*, Zürich 1926, S. A. der Schweizerischen Technischen Zeitschrift.

Georg Boner 944

Wiederkehr, Gustav, * 18. Mai 1870 in seiner Heimatgemeinde Bünzen, † 1. März 1956 in Wohlen. Bildungsgang: Bezirksschule Muri, Seminar Wettingen. 1891 Patentprüfung für das aargauische Lehramt. Kurze Lehrtätigkeit in Oberwil (Bezirk Bremgarten), nach Muri berufen. Dieses war für das junge, vorwärtsstrebende Talent ein besonders guter Nährboden. Dort wirkten damals eine Reihe bedeutender Personen, z. B. der spätere Landesmuseumsdirektor und Professor Dr. Lehmann. Mit ihm und andern verband ihn bald eine enge Freundschaft. Die historischen und folkloristischen Interessen Lehmanns entsprachen auch den Neigungen Wiederkehers. Dieser begann die Geschichte seiner engern Heimat zu erforschen. Die daraus entstehenden Schriften zeichnen sich aus durch Gründlichkeit, wissenschaftliche Zuverlässigkeit und durch Einfachheit und Flüssigkeit im Stil. Durch diese Studien wurde er angeregt, sich als Schriftsteller und Dichter zu versuchen. Seine Novellen und Gedichte wurzeln im Heimatboden des Freiamts. Sie entspringen tiefer Heimat- und Vaterlandsliebe, reicher künstlerischer Begabung und einem für alles Schöne empfänglichen Gemüt. Er wirkte im Nebenamt nacheinander als Zeichnungslehrer an den Handwerkerschulen von Muri und Wohlen. Förderer des Volksgesanges und der Instrumentalmusik. Mitbegründer des «Freiamter Sängerbundes». 1906 an die Oberschule Wohlen berufen; Rücktritt 1934. Präsident der Lehrerkonferenz des Bezirks Bremgarten 1917–1925. Manchem Verein schrieb er

eine Jubiläumsschrift, die entweder im Druck oder im Manuskript vorliegt. In seinen künstlerischen und historischen Neigungen fühlte er sich stark mit der Pflege und Neuschöpfung heimatlicher, volkstümlicher Tradition und Kunst verbunden. Zur Erhaltung und Wiedererweckung alter Volkslieder, die er sammelte und herausgab, schuf er mehrere ansprechende Liederspiele. Eifriger Mitarbeiter in der kantonalen und der lokalen Trachtenvereinigung. In selbstloser Weise ließ Wiederkehr seine Kräfte gemeinnützigen Institutionen. So war er Präsident des Roten Kreuzes, Zweigverein Freiamt. Als Bibliothekar der Volksbibliothek Wohlen von 1921 bis 1946 baute er diese aus bescheidenen Anfängen zu einer Bücherei von 3000 Bänden aus, trotzdem sie fast allein auf freiwillige Beiträge angewiesen ist.

SCHRIFTEN: a) In der Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Freiamts *Unsere Heimat: Ein Hexenprozeß im Freiamt*, 1934. – *Das Kochenhaus in Büttikon*, 1934. – *Die Wappen des Abtes Plazidus Zurlauben in Muri*, 1939. – *Abt Pl. Zurlauben von Muri als Reichsfürst*, 1942. – *Höfe und Bauern in Muri um 1400*, 1940. – *Freiämter Amtsbanner*, 1943. – *Die Mühlen von Wohlen*, 1945. – *Ein interessanter Rechtsstreit*, 1945. – *Die Staudenschlacht bei Bremgarten*, 1954. – b) Selbständig erschienene Schriften: *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Freiamts 1415 bis 1803*, 1907. – *Politische Bewegungen im Aargau zu Beginn der Regenerationsperiode*, 1909. – *Das Volkslied*, mit Beispielen aus dem Freiamt, 1909. – *Das Frauenkloster Hermetschwil*, 1923. – *Hildegardis*, kulturgeschichtliche Novelle, o. J. – *In Glaubensnot*, geschichtliche Novelle, 1928. – *Der Freiämtersturm von 1830*, Gedenkschrift, 1930. – *Das Freiämter Bauernhaus*, o. J. – *Die Kammergesellschaft Wohlen 1830–1930*. – *Das Orchester Wohlen 1884–1934*. – *Das Frauenkloster Fahr*, o. J. – *Fünfzig Jahre Freiämter Sängerbund, 1902–1952*, Gedenkschrift. – *Aus der Vergangenheit der Kirchgemeinde Bünzen*, 1946. – *Volksliederspiele*, u. a. *d'Sichellösi*, *d'Flegelrecki*, Festspiele zum Kantonaltturnfest 1920, zur Freiämter Gewerbeausstellung 1946 (*Segen der Arbeit*), zur Eröffnung des neuen Kasinos.

Ernst Schaffner 945

Wiederkehr, Xaver, * 7. August 1817 in Spreitenbach, † 29. Februar 1868 in Österreich, Politiker der Sonderbundszeit, einer der letzten Schüler der Klosterschule Wettingen; nach deren Aufhebung Besuch eines von Jesuiten geleiteten französischen Gymnasiums; juristische Studien an der Universität Würzburg. 1840 regt Wiederkehr die Gründung eines katholischen, konservativen Jugendbundes an und wird eifriges Mitglied des «Schweizerischen Studentenvereins». Ein Studienabschluß erfolgt nicht. 1843 wählt ihn der Kreis Wettingen in den Großen Rat. Im folgenden Jahr bewirbt er sich ergebnislos um die Stelle des aargauischen Ratschreibers. Im Großen Rat kämpft er gegen die von der Regierungspartei konsequent angestrebte Ausweitung der Staatsgewalt. Er spricht dem Staat das Recht ab, auch «das Innere des Menschen» beherrschen zu wollen. Beim Bau der Spanisch-Brötli-Bahn wehrt er sich für die Bauern des Limmattals, denen durch das rücksichtslose Vorgehen der Bahndirektion und der aargauischen Schätzungskommission für Landabtretungen ungerechte Einbußen drohen. Er bekundet auch sonst einen aufgeschlossenen Sinn für wirtschaftliche und sozialpolitische Fragen. 1845 übernimmt er für den nach Luzern weggezogenen Johann Nepomuk Schleuniger die Redaktion der in Baden gedruckten *Stimme von der Limmat*. Mit Rektor Joseph Meienberg von Bremgarten wird er Wortführer der katholischen Opposition im Großen Rat. Seine Voten finden zwar meist bei der gegnerischen Mehrheit Ablehnung, so daß er sich mit Verwahrungen gegen ergangene Beschlüsse begnügt. Von Interesse ist 1846 seine Äußerung, er sei für die Aufhebung des Sonderbunds, sofern die liberalen Kantone ihr Siebnerkonkordat auflösten. Als Leutnant der aargauischen Miliz verwahrte er sich noch im September 1847 gegen den Vorwurf, daß er einer Insubordination fähig sei.

Trotzdem schloß sich Wiederkehr im Oktober dem Sonderbund an, organisierte

in Luzern das «Freiwillige Freiämter-Corps», als dessen Hauptmann er an der gegen das Freiamt ausgelösten Offensive der Sonderbundstruppen teilnahm. Die Niederlage am Rooter Berg führte zur Flucht und Auflösung des Korps, das Wiederkehr in Altdorf verließ, um über das Wallis nach der Lombardei zu entkommen. 1848 ordnete der Aargau ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen die 114 Teilnehmer des Freiämter Korps und gegen andere Anhänger des Sonderbunds an. Wiederkehr als einer der Hauptschuldigen wurde des Ausreißens, des Übertritts zum Feind, des Aufruhrs und der Verrätereifür schuldig erklärt, zur Degradation und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Eine Minderheit des Kriegsgerichts erklärte sich mit der Todesstrafe nicht einverstanden und beantragte 16 Jahre Kettenstrafe. Immerhin wurde festgestellt, daß bei einer allfälligen Rückkehr oder Verhaftung des Geflohenen das Kontumazialurteil nach Gesetz aufgehoben und ein neues Verfahren eingeleitet würde.

Da heute das dem Prozeß vorgelegene Aktenmaterial wie auch irgendwelche Aussage einer Verteidigung, die nicht bestellt worden war, fehlt, ist es schwer, über Wiederkehrs Verhalten in der kritischen Zeit ein objektives Bild zu gewinnen. Etwas bedenklich ist für ihn der in der Urteilsbegründung erwähnte Umstand, daß er nach eigenem Geständnis am 11. Oktober 1847 wegen finanzieller Bedrängnis nach Luzern ging, dort sofort Geld empfing und dann gleich mit der Werbung des Freiwilligenkorps begann, daß er noch am 28. Oktober in einem Entschuldigungsschreiben an die aargauische Militärkommission erklärte, er könne wegen Brustleidens und Verrenkung der Hand nicht zu den Aargauer Truppen einrücken. Nach einer Meldung der *Neuen eidgenössischen Zeitung* muß Wiederkehr 1848 sich in Mailand aufgehalten haben. Vom Aargau wurde seine Auslieferung verlangt. Die dortige provisorische Regierung gab den Bescheid, sie wäre bereit gewesen, Wiederkehr auszuliefern. Da aber

keine Beweise gegen ihn vorlagen, habe man ihn nach sechs Tagen Haft entlassen und ausgewiesen. Da er angeblich nach Frankreich reisen wollte, sei ihm ein Paß nach Sardinien visiert worden. Er ist indessen als k.k. Offizier in österreichische Dienste getreten und hat in einer mährischen Garnisonsstadt sein Leben gefristet.

Als 1852 der Große Rat zugunsten der kriegsgerichtlich Abgeurteilten eine allgemeine Amnestie erließ, kehrte Wiederkehr für ein Jahr nach Baden zurück. Er ordnete seine Familienverhältnisse, heiratete die Witwe Eva Oederli geborene Imbach in Baden und sorgte für die Einbürgerung seines Sohnes in Spreitenbach. Dann ging er wieder in die österreichischen Dienste, während Frau und Kind in großer Armut zurückblieben. Über ihn wurde 1855 vom Bezirksgericht Baden Gant und Sequester seines Vermögens verhängt, im folgenden Jahre auch über seine Frau, die 1859 starb. Der Sohn ist vermutlich erst nach des Vaters Tod ausgewandert und gründete in Spanien eine Familie, deren Nachkommenschaft heute noch in Barcelona lebt.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokoll des aargauischen Kriegsgerichts von 1848, Bd. II. – Stadtarchiv Baden, Protokoll des Gemeinderats 1852 bis 1859. – Verhandlungen des aargauischen Großen Rates 1843–1847. – Mitteilungen der Gemeindeganzlei Spreitenbach. – ED. VISCHER, *Der Aargau und die Sonderbundskrise, Zeitschrift für Schweizerische Geschichte* 48 (1948) besonders S. 43–6, mit einer kurzen Biographie WIEDERKEHRS und weiteren Quellenbelegen. – *Neue eidgenössische Zeitung* 1848, S. 689 und 694.

Otto Mittler 946

Wiedmer, Ernst Max, von Zofingen, * 11. Juli 1891 in Zofingen, † 12. Juni 1956 daselbst. Zahnarzt, Dr. med. dent., Vizeammann. Nach Beendigung der Schulzeit trat er bei der ehemaligen Bank in Zofingen eine dreijährige Lehre an, die mit dem Diplom der kaufmännischen Lehrlingsprüfung ihren Abschluß fand. Schon während der Lehrzeit entschloß sich Ernst Wiedmer zur späteren Übernahme der

zahnärztlichen Praxis seines Vaters. Er setzte sich deshalb neuerdings auf die Schulbank, bestand mit gutem Erfolg die Reifeprüfung und studierte an der Universität in Zürich Zahnheilkunde. Mit dem Grad eines Doktor med. dent. schloß er sein Studium ab. Nach einem längeren Aufenthalt im Welschland erfolgte 1919 die Eröffnung einer zahnärztlichen Praxis in Zofingen. Schon von Jugend auf bekundete Dr. Wiedmer eine besondere Liebe zur Geschichte seiner Vaterstadt. Er half 1928 die Historische Vereinigung Zofingen gründen und führte seit 1931 deren Vorsitz. Von 1932 bis 1935 gehörte er als Vizeobmann der Wiggertaler Heimatvereinigung an; ferner war er Mitglied der Numismatischen Gesellschaft der Schweiz und in der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau machte er von 1942 bis 1952 im Vorstand mit. Dr. Wiedmer war ein eifriger Förderer der *Aargauer Urkunden*, vorab des Bandes X: *Die Urkunden des Stiftsarchivs Zofingen*. Im Herbst 1932 erfolgte seine Wahl zum Mitglied des Gemeinderates von Zofingen und 1949 wurde er zum Vizeammann erkoren.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Aus der Münzgeschichte des Wiggertales*, in *Heimatkunde des Wiggertales* 1936.

LITERATUR: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 13. Juni 1956. – F. SCHODER und R. BASLER im *Zofinger Neujahrsblatt* 1957.

Fritz Schoder 947

Wieland, Josef Fidel, * 6. Juli 1797 in Säckingen, † 22. Februar 1852 in Aarau. Arzt, Stadtrat, Bezirksrichter in Rheinfelden. Großrat, Regierungsrat, Landammann, aargauischer Tagsatzungsgesandter. Studierte zu Freiburg im Breisgau Medizin, Jurisprudenz und Theologie. Medizinisches Staatsexamen im Aargau, ärztliche Praxis in Rheinfelden. Vor seiner Übersiedlung nach Aarau wirkte Wieland erfolgreich für das fricktalische Schulwesen und kulturelle Bestrebungen in seiner eigentlichen Heimatstadt Rheinfelden. Nach längerem Zögern, dem Rufe der Bürger zu folgen und sich der Politik

zu widmen, ließ er sich 1833 in den Großen Rat wählen. Schon 1835 rückte er in die Kantonsregierung vor. Aus dem josefinistischen Fahrwasser im ehemaligen Vorderösterreich und als Rotteck-Schüler verschrieb er sich in den ausbrechenden Kirchen- und Verfassungskämpfen der radikalen Richtung, ohne indessen zum Scharfmacher zu werden. Seine Hauptleistungen liegen auf dem Gebiete der Sanitäts- und der Schulgesetzgebung.

Siehe *Lebensbilder*, S. 180–3, und A. SENTI, *Josef Fidel Wieland*, in *Vom Jura zum Schwarzwald* 1955, S. 1–36. Anton Senti 948

Wietlisbach, Joachim, * 28. September 1826 in Wohlen, † 19. Dezember 1895 in Bremgarten, Papierfabrikant und Stadtmann. Aufgewachsen in Wohlen, wo seine Familie ein Roßhaarverarbeitungsunternehmen betrieb, kam Joachim Wietlisbach 1860 nach Bremgarten, wo er sukzessiv die beiden an der Reuß in der Unterstadt gelegenen Mühlen erwarb. Zuvor hatte er sich allerdings um die bedeutende Summe von 4000 Franken in die Bürgerschaft der Stadt eingekauft. An seiner nicht so sehr durch das Ausmaß als durch den Ablauf bemerkenswerten Leistung wird zugleich der Wandel sichtbar, der sich im 19. Jahrhundert auch in den aargauischen Talschaften auf dem Gebiet der Wirtschaft vollzog. Die sogenannte innere Mühle, eine Kornmühle aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dem Kloster Hermetschwil gehörend und von diesem als Erblehen an die Müllersfamilien der Stadt ausgetan, zählte zusammen mit der Bruggmühle sowie der Aebismühle zu den bedeutendsten Anlagen dieser Art an der Reuß. Um 1557 wurden «die Mall- und die Pappirmühle» voneinander abgetrennt, die letztere ihrerseits eines der ältesten Unternehmen der Papierfabrikation im deutschschweizerischen Raum, und erst unter Joachim Wietlisbach erfolgte die Wiedervereinigung der beiden Anlagen. Die Bürgerschaft der Stadt hatte vom Kloster die Getreidemühle 1704 erworben, nachdem diese

gegen den Einspruch des Klosters an einen reformierten Zürcher verkauft worden war. Die nachhelvetische Stadt verkaufte die Anlage 1811 an den Getreidemüller Kuhn aus Wohlen, von welchem sie über einen Wiederkehr in Teilkäufen 1860 und 1867 an J. Wietlisbach kam. 1733 hatte die Stadt vom Kloster auch die Papiermühle erworben, die sie allerdings sehr bald an den Mediziner Dr. R. Honegger weitergab. Über die Geschlechter Honegger und Weber kam die Anlage 1860 an Wietlisbach, der sie nach zehn Jahren in eine Kartonfabrik (Handpappe) umwandelte. In dieser Umstellung zeigt sich der Wandel an von der Jahrhunderte alten bis dahin handwerklich-gewerblichen zur industriellen Betriebsform, der übrigens nur von wenigen alten Papierfabriken mitgemacht werden konnte, u. a. auch deshalb, weil für diese kapitalintensive Umstellung vielerorts die benötigte Kapitalbasis fehlte. Wiederum zehn Jahre später wurde auch die Getreidemühle in die Kartonfabrikation einbezogen, dem Zug der Zeit folgend, welcher für die alten Kundenmühlen nur sehr wenig Spielraum mehr ließ. Die Söhne des Begründers der neuen Industrie, Louis und Hermann, erneuerten und erweiterten zwischen 1900 und 1912 sowohl die maschinellen Anlagen wie das Triebkraftwerk. Dieses hatte allerdings schon früher die sechs großen unterschlächtigen Wasserräder verdrängt, durch Jahrhunderte ein das Stadtbild beherrschendes Symbol bürgerlichen Gewerbefleißes. Der weitere Sohn, Fritz Wietlisbach, trat nach juristischen Studien in den Staatsdienst ein, zunächst als Gerichtspräsident in Bremgarten (1893 bis 1897) und sodann als Staatsschreiber in Aarau (1912–1917, † 1923). Einen für die Verhältnisse beachtlichen Höhepunkt erlangte das Unternehmen in der Zeit des Ersten Weltkrieges.

Bemerkenswert an Joachim Wietlisbach ist auch der Umstand, daß dieser zielstrebende Industrielle den politischen Radikalismus seiner Zeit nicht mitmachte, sondern aus einer streng katholischen

Haltung heraus eine betont konservative Linie einhielt. Der Öffentlichkeit diente er zeitweilig als Präsident der Kirchenpflege sowie als Stadtmann (1875–1889), und er bildet so, vermöge dieses Zusammenstreffens wirtschaftlicher, politischer und weltanschaulicher Komponenten, eine für das Freiamt des 19. Jahrhunderts eher singuläre Erscheinung.

Paul Hausherr 949

Wild, Gottlieb, von Brugg, * 7. September 1840, † 26. Oktober 1920. Afrikareisender. Gottlieb Wild war der Sohn des Johann Jakob Wild-Stapfer (1810–1879) von Holderbank, Lehrer in Brugg und später auch Bürger dieser Gemeinde. Johann Jakob Wild pflegte, nach dem Zeugnis des Sohnes, als Lieblingsfächer Geographie und Naturkunde; er ist der Verfasser einer Schrift über eine *Reise nach Norwegen vom 27. Juni bis 9. August 1856*, Zürich 1859. Sein Sohn Gottlieb Wild besuchte die Schulen von Brugg, absolvierte eine kaufmännische Lehre und war hierauf in verschiedenen Handelshäusern im In- und Ausland tätig. In den siebenziger Jahren war er Teilhaber einer Exportfirma in Kairo. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Aarau. Am 11. März 1899 verheiratete er sich mit einer Engländerin, Emiliegeborene Crump. In Kairo hatte Gottlieb Wild die Bekanntschaft von Munzinger-Pascha und Adolf Haggenmacher (s. d.) gemacht. Ein Jugendfreund Gottlieb Wilds, Fritz Wild von Holderbank, Kaufmann in Penge, ermöglichte ihm im Jahre 1872 eine Studien- und Handelsreise von Kairo nach Suakin, Massaua und Zulla, zu der ihn Werner Munzinger eingeladen hatte. Wild wohnte bei diesem Anlaß der Einsetzung Munzingers zum Gouverneur der ägyptischen Provinz Suakin bei und begleitete ihn auch auf einer Exkursion in das unbekannte Quantalgebiet. Wild regte als erster den Bau einer ägyptisch-eryträischen Eisenbahn an, die vom auszubauenden Hafen Zulla hinter dem Gaddam-Gebirge durch nach Arkiko und von dort

nach Massaua und Suakin führen und über Corosko-Assuan den Anschluß an die oberägyptische Eisenbahn finden sollte. Dieses kühne Projekt wurde später nur für gewisse Teilstrecken verwirklicht. Einen anschaulichen Reisebericht veröffentlichte Wild in der *Neuen Zürcher Zeitung*, den er später zu einer Erinnerungsschrift an Werner Munzinger erweiterte.

QUELLEN: GOTTLIEB WILD, *Aus Afrika*, in der *Neuen Zürcher Zeitung* 1873, Nr. 513 ff. – GOTTLIEB WILD, *Von Kairo nach Massaua*, Olten 1879. – Den Briefwechsel von G. WILD mit MUNZINGER hat PETER DIETSCHI in seiner Gedenkrede auf WERNER MUNZINGER-PASCHA verwertet, Olten 1876.

Nold Halder 950

Wild-Sieber, Johann, von Bubikon, * 12. Juli 1825, † Anfang Januar 1890 in London, Bürger in Zürich, Gründer der Baumwollspinnerei Wettingen. Schon seine Vorfahren haben sich führend in der Baumwollindustrie betätigt. Sein Großvater Jakob Wild war 1808 der Begründer der ersten mechanischen Spinnerei zu Wolfhausen in der Gemeinde Bubikon. Nachteilig bei den zehn, zwischen 1820 und 1837 im Zürcher Oberland entstandenen Betrieben war der Mangel genügender Wasserkraft. Deshalb begann man sie durch solche an größeren Flußläufen zu ersetzen. So schuf Bebié die Spinnerei in Turgi und Johannes Wild, der Sohn des vorgenannten Jakob Wild, der schon Werke in Bubikon und Wald besaß, die Fabrik in der Aue in Baden in den Jahren 1835 bis 1837. Geschäftsteilhaber an der Neugründung war sein Schwager Josef Solivo von Männedorf. 1849 trat der 1825 geborene Sohn Johann Wild ins väterliche Geschäft zu Baden, schied aber schon 1857 aus, verkaufte ihm zugeteilte Betriebe im Zürcher Oberland und erbaute die große Spinnerei, Zwirnerei und Weberei in Wettingen an der Limmat, auf ehemaligem Klosterbesitz. Das Land erwarb er von alt Landammann Edward Dorer-Egloff in Baden, der ein Jahrzehnt zuvor einen Großteil der klösterlichen

Liegenschaften vom Staat gekauft hatte. Die Wasserkraftkonzession erhielt Johann Wild zusammen mit Edward Dorer von der aargauischen Regierung. Das Fabrikareal umfaßte ein Wäldchen, Acker- und Rebland, eine Insel zwischen Limmat und Mühlekanal, eine Säge, Mühle, Metzgerei mit Zollhäuschen und Stallung, das Kanzlerhaus und das alte Wirtshaus. Kaufpreis Fr. 104800.–. Das durch den Kanal zur Fabrik geleitete Wasser hatte ein Gefälle von 4,5 m mit 850 PS Leistung. 1865 wurde eine kleinere Kraftanlage mit 460 PS auf dem gegenüberliegenden Ufer in der «Damsau» errichtet. 1858 war der sechsstöckige Fabrikbau mit Angliederung einer Dampfheizung und mit freistehendem Kamin vollendet. Der Betrieb konnte aufgenommen werden. Wettingen erhielt damit die erste und für Jahrzehnte einzige Industrieanlage. Trotz wiederholter Krisenzeiten entwickelte sich das Unternehmen günstig. Nachteilig war der Mangel einer nahe gelegenen Bahnstation, da damals die Spanischbrötlibahn ganz auf dem linken Limmatufer geführt wurde und keine Haltestelle zwischen Baden und Killwangen besaß. 1865 erfolgte der Bau einer Weberei, später noch einer Spinnerei in der «Damsau». 1869 errichtete Wild ein dreistöckiges Gebäude für die Schlichterei mit Maschinen modernster Konstruktion. In der kurzen Hausse nach dem Deutsch-Französischen Krieg beschäftigte die Firma über 800 Arbeiter und Arbeiterinnen. Sie stärker ans Geschäft zu binden, ließ Wild bei der Fabrik und an der Bahnhofstraße eine Reihe von Arbeiterwohnungen erstellen. Diese Arbeitersiedelung erhielt im Volksmund den Namen Neu-Wettingen.

Verheiratet war Johann Wild mit Emilie Sieber von Zürich. Nach seinem Tode, der Anlaß gab zu Legaten, so von Franken 6000.– an Kirchen- und Schulfonds Wettingen, Fr. 12500.– an das Armenbad in Baden, übernahmen die Erben Henri Zweifel-Wild, Oskar Merz-Wild und Dr. med. von Muralt in Zürich die Leitung der Firma, die von 1897 an kollektiv ge-

führt wurde unter der Bezeichnung Zweifel-Wild & Cie.

QUELLEN: ED. SPIEGELBERG, *Baumwollspinnerei und Weberei Wettingen*, 1857, Manuskript im Gemeindearchiv Wettingen. – *Badener Tagblatt* vom 28. Februar 1890. – Mitteilungen der Gemeinderatskanzlei Bubikon. – H. STUDER, *Der Einfluß der Industrialisierung auf die Landschaft*, Zürich 1939. – O. MITTLER und A. LÜTHY, *Heimatgeschichte und Wirtschaft des Bezirks Baden*, Aarau 1947.

Otto Mittler 951

Wild, Johann Heinrich, * 15. November 1877 in Mitlödi, † 26. Dezember 1951 in Baden. Erfinder, Konstrukteur und Unternehmer der optisch-feinmechanischen Industrie. Nach einigen Jahren praktischer Arbeit kam der junge Wild in die Geometerschule des Technikums Winterthur. Der junge Geometer fand eine Anstellung bei der Eidgenössischen Landestopographie in Bern. In kürzester Zeit wurde er zum geachteten Ingenieur erster Klasse befördert. Wild räumte zunächst mit den hergebrachten, umständlichen und zeitraubenden Meßmethoden auf, dann zog er die Konstruktion zweckmäßigerer Instrumente in Erwägung. Er fand aber nicht die nötige Beachtung bei den Fachleuten für seine der Zeit vorausseilenden Neuerungen. Einzig die Leiter der bekannten Zeiß-Werke in Jena erkannten die einmalige Begabung des eigenwilligen Glarners und engagierten ihn 1908 als Oberingenieur mit der Aufgabe, in Jena eine neue Abteilung für den Bau von geodätischen Instrumenten zu schaffen. Die ihm großzügig gewährte Freiheit der Forschung vergalt Heinrich Wild der Firma durch eine Reihe bahnbrechender Schöpfungen, die in der Fachwelt berechtigtes Aufsehen erregten. Mit seinen umwälzenden Ideen und Neukonstruktionen schuf Wild damals die Grundlage der modernen geodätischen Instrumententechnik.

Die widrigen Verhältnisse in Deutschland nach dem Ersten Weltkriege veranlaßten Wild, 1921 in die Schweiz zurückzukehren und im sanktgallischen Rheintal in Heerbrugg, zusammen mit Dr. Ro-

bert Helbling, Vermessungsbureau, Flums, und Jacob Schmidheiny, Ingenieur, Heerbrugg, die Firma «Heinrich Wild, Werkstätten für Feinmechanik und Optik» zu gründen. Neue Theodolite, Nivelliere, Phototheodolite, Fliegerkammern, Auto-graphen und militäroptische Instrumente neuartiger Konstruktion gingen im Laufe der Jahre in alle Welt. Mit Wild entwickelte sich in der Schweiz «eine wissenschaftliche Technik im optisch-feinmechanischen Instrumentenbau und die Weltgeltung dieser schweizerischen Industrie» (Bertschmann).

1932 schied Wild aus der Firma in Heerbrugg aus und siedelte, nach vorübergehendem Aufenthalt in Zürich, sich in Baden als freier und unabhängiger Konstrukteur an. Er befaßte sich weiterhin mit der Entwicklung von optisch-feinmechanischen Problemen und gab der Entwicklung der geodätischen Instrumente der Firma Kern in Aarau mit neuen Erfindungen und Konstruktionen neuen Auftrieb und nachhaltige Anregungen.

Drei weltbekannte Firmen sind von Wild direkt in ihrer Entwicklung maßgebend beeinflusst worden, seine Ideen und Neuerungen sind heute Allgemeingut geworden. Die ETH in Zürich hat den bahnbrechenden Erneuerer des geodätischen Instrumentenbaues im Jahre 1930 durch die Verleihung des Ehrendoktors dertechnischen Wissenschaften gewürdigt.

Die starke und eigenwillige Persönlichkeit Heinrich Wilds zeichnete sich durch tiefen Familiensinn aus. Er war ein strenger, aber allerbesten Gatte und Vater und hat seiner Familie ein schönes Heim geschaffen. In der ihm im Jahre 1900 angetrauten Gattin Lilly geborene Märchy fand er eine Weggefährtin, die seine Eigenart verstand und ihn aufs glücklichste ergänzte. Eine stattliche Schar von neun Kindern – fünf Söhne und vier Töchter – bevölkerte das Wildsche Haus.

Im Militär diente Heinrich Wild als Major der Gotthard-Truppen. Er war nicht immer ein bequemer, aber in allen Lagen ein gerechter Vorgesetzter. Im

Dienst und im Zivil liebte er die Geselligkeit. Selber von restloser Offenheit, forderte er diese Eigenschaft von jedem, den er in seinem Kreise sehen wollte.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Tangententafeln*, im Verlag der Schweizerischen Landestopographie, 1905. – *Neue Nivellierinstrumente*, in *Zeitschrift für Instrumentenkunde* 1909, 329–45. – *Der neue Theodolit*, in *Schweizerische Zeitschrift für Vermessungswesen und Kulturtechnik* 1925. – *Die Optik in der Photogrammetrie*, Vortrag, gehalten am 7. September 1930 in der Vollversammlung des III. Internationalen Kongresses für Photogrammetrie in der Aula der ETH in Zürich, im *Internationalen Archiv für Photogrammetrie*, VII. Band, zweite Hälfte, S. 27–37. – Zwei Beiträge zum Lehrbuch: BÄSCHLIN und ZELLER, *Stereophotogrammetrie*, Zürich 1934. – *Die neuere Entwicklung einiger geodätischer Instrumente*, in *Festschrift zur Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939: «Vermessung, Grundbuch und Karte»*, S. 1–13. – *Die neueste Entwicklung der Theodolite*, in *Festschrift 120 Jahre Kern, Aarau*, 1939, S. 34–8.

LITERATUR: S. BERTSCHMANN, Ansprache, gehalten im Krematorium Aarau am 28. Dezember 1951, in *Schweizerische Zeitschrift für Vermessung und Kulturtechnik* vom 8. Januar 1952, S. 4–7. – F. BÄSCHLIN, Nekrolog im *Bulletin géodésique*, Nr. 24, Paris, vom 1. Juni 1952, S. 272–4. – M. KNEISSL, Nachruf in der *Deutschen Zeitschrift für Vermessungswesen* 77, Heft 2. – P. VOGEL, Diss. *Die Entwicklung und Bedeutung der optisch-feinmechanischen Industrie der Schweiz*, 1949, S. 74–8. – R. BEUTLER, Diss. *Die optisch-feinmechanische Industrie im sanktgallischen Rheintal*, 1954. – W. A. HEISKANEN / H. WILD jun., *Symposium: New Era of Geodesy*, Institute of Geodesy, Photogrammetry and Cartography of the Ohio State University, Columbus, Ohio, USA, November 12–13, 1954, in *Bulletin géodésique*, Nr. 36, 1. – *Biographisches Lexikon verstorbener Schweizer*, IV. Band, 1955. – F. ACKERL, *Geodäsie und Photogrammetrie*, 1. Teil, Wien 1950, S. 149. u. a. – ROBERTO MÜLLER, *Compendio General de Topografía Teórica Práctica*, Tomo II, Volumen 2, Buenos Aires 1955. En memoria del Dr. h. c. H. WILD.

Heinrich Wild 952

Wildi, Samuel, von Veltheim AG, * 6. Juni 1825 daselbst, † 22. Januar 1905 in Brugg. Oberrichter. Sohn des Landwirts

und Friedensrichters Rudolf Samuel Wildi und der Anna geborene Rischgasser in Veltheim. Die Primarschule absolvierte er im Dorf, zum Besuch der Bezirksschule aber wanderte er mit dem spätern Pfarrer Jakob Müri von Schinznach und dem spätern Arzte Dr. Karl Amsler von Wildeggenach Lenzburg. Die Aare mußte man damals noch im Weidling überqueren, da es noch keine Fähre mit Drahtseil, geschweige denn eine Brücke gab. In der Aargauischen Kantonsschule waren die alten Sprachen sein Lieblingsfach. Da fand er in Emil Welti, dem spätern Bundesrat, einen Freund, mit dem ihn eine ähnliche Geistesrichtung und Lebensauffassung verband. So zogen die beiden auch nach Deutschland auf die Hochschule zum Studium der Rechtswissenschaft und verbrachten mehrere Semester miteinander in Berlin und Jena. Am letztern Ort gehörte Samuel Wildi einer Burschenschaft an, «deren Ideale vom Jahre 1848 mächtige Antriebe erhielten, an deren maßvoller Haltung in jener Zeit die ihr angehörigen Aargauer wesentlichen Anteil hatten» (*Brugger Neujahrsblätter* 1906). 1848 kehrte Wildi heim und bestand zwei Jahre später das juristische Staatsexamen mit Auszeichnung. Doch noch vorher, 1849, wurde er von seinem Wahlkreis in den Großen Rat abgeordnet, dem er bis 1852 angehörte; ebenso war er 1849 bis 1851 Mitglied des kantonalen Verfassungsrates. 1851 wurde Samuel Wildi von der erstern Behörde zum Gerichtspräsidenten in Brugg ernannt, welches Amt er bis 1860 innehatte. Inzwischen, 1854, hatte er sich mit Anna Waßmer von Brugg verheiratet, aus welcher Ehe zwei Töchter hervorgingen. Brugg wurde ihm nun zur bleibenden Heimat. In seinem bescheidenen Hause mit Garten und Rebput an der Umikerstraße lebte er bis zu seinem Tode.

1860 wurde der Brugger Gerichtspräsident ins kantonale Obergericht berufen, dem er vorerst fünf Jahre lang angehörte. 1865/1866 versuchte er es mit einer eigenen Anwaltspraxis; doch scheint er darin

wenig Befriedigung gefunden zu haben. Denn schon 1866 trat er wieder ins Obergericht ein, dem er nun bis zu seinem Tode ununterbrochen angehörte. Im Richteramt hatte er seinen wahren Beruf erkannt. Wildi präsidierte diese Behörde öfters, stand zeitweise auch dem Kriminalgericht, der Anklagekammer und dem Schwurgericht vor. Dr. Karl Amsler schreibt über Samuel Wildi als Richter: «Hätte die Republik Ehren zu vergeben, der unbestechliche Richter hätte sie alle.» Hervorgehoben wird auch seine Fähigkeit als Examinator der Rechtskandidaten. – In der Armee diente Wildi als Hauptmann der Artillerie; doch verzichtete er in Rücksicht auf Gesundheit und Amt auf eine weitere militärische Karriere. Von 1868 bis 1869 gehörte er dem Nationalrate an, ist aber als Politiker nie stark in den Vordergrund getreten. Lange Jahre hindurch war Wildi auch Mitglied der eidgenössischen Kommission für die Abschätzungen, die der Bau der Eisenbahnen in der Schweiz nötig machte. – In Brugg nahm Oberrichter Wildi regen Anteil am kulturellen Leben, besonders an der Kulturgesellschaft und deren Schöpfungen. So besorgte er jahrelang unentgeltlich das Kassieramt der jungen «Sparkasse», und nachher stand er der «Spark- & Leihkasse» als Verwaltungsratspräsident vor. Sehr am Herzen lag ihm auch das Schulwesen. Manches Jahr präsidierte er die Schulpflege, amtierte als Gemeindeschulinspektor und leitete längere Jahre auch den Bezirksschulrat. Der Erziehungsanstalt Effingen diente er als Direktionspräsident. «Ihn leitete Liebe und Verständnis, die er, wie für die Jugend, so auch für die Lehrer in eigentümlicher Weise besaß» (*Brugger Neujaarsblätter* 1906). – Ferner gehörte Samuel Wildi zu den Gründern der Brugger Stadtbibliothek und der Lehrerbibliothek des Bezirks. Oberrichter Wildi war aufgeschlossen für künstlerische Interessen, besonders auf dem Gebiete der Dichtung und Malerei. In jungen Jahren spielte er im Brugger Stadtorchester die Flöte. In meiner Ju-

genderinnerung steht der mit meinem Vater befreundete Mann als weißbärtiger Herr, der für Kinder stets ein gütiges Wort hatte, und dem die Meisen und Finken in seinem Garten gerne auf die Hand kamen, um Körner zu picken.

Im letzten Lebensjahr war er zum großen Teil durch Krankheit behindert; nachdem er im Herbst 1904 noch bei leidlicher Gesundheit die goldene Hochzeit gefeiert hatte, blieb er dauernd ans Bett gefesselt, bis der Tod die Erlösung brachte.

QUELLEN: *Brugger Neujaarsblätter* 1906, Nachruf von Pfarrer ERWIN HALLER, Rein. – Nekrologe im *Aargauischen Hausfreund* vom 25. Januar und 28. Januar und im *Aargauer Tagblatt* vom 26. Januar 1925.

Erwin Haller 953

Wind, Alois, von Kaiserstuhl, * 23. Februar 1844 in Kaiserstuhl, † 8. März 1922 in Jonen. Pfarrer und Dekan, Historiker. Urenkel des bedeutenden Kaiserstuhler Bildhauers Franz Ludwig Wind (1718 bis 1789). Studiert nach Besuch der Aargauischen Kantonsschule in Tübingen Theologie und besteht 1868 unter Augustin Keller das theologische Staatsexamen in Aarau. Nach Absolvierung des Priesterseminars Solothurn wird er durch Bischof Lachat geweiht. Primiz am 4. Juli 1869 in Kaiserstuhl. Erst Hilfspriester, dann Pfarrer in Jonen. Volle 53 Jahre pastoriert er diese Freiämter Pfarrei, die ihm zur zweiten Heimat wird. Seit 1914 Dekan des Kapitels Bremgarten. Unter seiner Leitung werden die Pfarrkirche Jonen und die Wallfahrtskapelle Jonental renoviert. Neben der Seelsorge nutzt er seine Freizeit zu lokalthistorischen Arbeiten, die teils seiner Heimat Kaiserstuhl, teils dem Kelleramt gelten, zu dem Jonen früher gehörte. Auf die Zentenarfeier 1903 veröffentlicht Dekan Wind eine kurzgefaßte, populäre Darstellung der Geschichte des Kantons Aargau. Er war ein stiller, pflichtgetreuer und unermüdlicher Schaffer, dienstfertig und friedliebend im Umgang.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Kapelle Jonental*, Bremgarten 1891. – *Kaiserstuhl in Bild und Geschichte*, Einsiedeln 1894. – *Der schweizerische Bauernkrieg mit besonderer Berücksichtigung der freien Ämter*, Vortrag, Muri 1895. – *Die Reformation im Kelleramt*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft* 1896. – *Die Auswanderung der Kellerämter nach Spanien im Jahre 1767*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft* 1898. – *Geschichte des Kantons Aargau*, Baden 1903. – *Pater Dominikus von Kaiserstuhl, ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert*, Bremgarten 1905. – *Die Pfarrkirche Lunkhofen und ihre Schwesternkirchen Berikon und Jonen*, Bremgarten 1907. – *Bildhauer Franz Ludwig Wind von Kaiserstuhl*, in *Argovia* 33 (1909) und S. A.

LITERATUR: HBL. – *Aargauer Volksblatt*, Nr. 58 vom 9. März, und Nr. 60 vom 11. März 1922. – *Schweizerische Kirchen-Zeitung*, Nr. 17 vom 27. April 1922. – BARTH, *Bibliographie*, Bd. III, S. 924. – BRANDSTETTER, *Repertorium*, S. 45 und 73.

Hermann J. Welti 954

Winfried, Pacificus, Pseudonym für Brunnhofer, Hermann (s. d.)

Winistörfer-Ruepp, Anna, * 29. März 1852 in Sarmenstorf, † 12. Oktober 1934 in Hägglingen. Tochter von Dr. med. Traugott Ruepp und der Jeanette Steininger von Aarau, Enkelin der Lisette Ruepp-Uttinger, genannt «Muetterli», der Schülerin und Mitarbeiterin Pestalozzis in Yverdon. Nach Abschluß der heimatlichen Dorfschule zwei Jahre Internatsbildung in Reußport, Luzern, einem Institut ihrer Cousinen Josephine und Philippine Ruepp. Besondere Begabung für Sprachen, für Musik und bildende Kunst machten einen Aufenthalt in Pisa und Florenz zum unvergeßlichen Erlebnis. Reiche Anregung hatten ihre Jugendjahre vom «Muetterli» empfangen.

1874 verehelichte sie sich mit Oskar Winistörfer in Solothurn, dem Teilhaber einer Privatbank, die nach einigen Jahren im Solothurner Kulturkampf zusammenbrach. Damit erhielt ihr Leben eine entscheidende Wendung, was sie veranlaßte 1883 mit ihrem kleinen Sohn ins Vaterhaus zurückzukehren. Nach Absolvierung

eines Kurses von mehreren Monaten in Luzern legte sie 1888 in der Arbeitslehrerinnenprüfung ihr Talent für Handarbeiten unter Beweis und wurde schon im folgenden Jahre zur Oberlehrerin des Bezirkes Bremgarten gewählt. Jetzt begann für die einsame Frau die große Lebensaufgabe, an der sie dank ihrer pädagogischen Eignung emporwuchs.

Der Auf- und Ausbau der heutigen Mädchenhandarbeitsschule im Aargau ist ihr Werk. Der Heranbildung der Lehrerinnen zuerst in Tageskursen in Sarmenstorf folgten die fünfmonatigen Kurse in Wohlen 1904 und 1909. Regelmäßige Konferenzen mit Lehrproben, oft mit wöchentlicher Einführung in die Stoffgebiete nach neuesten Reformen, die sie sich selbst an auswärtigen Kursen angeeignet hatte, schufen die solide Grundlage der neuzeitlichen Arbeitsschule. Unablässig führte sie Verhandlungen mit den örtlichen Schulbehörden um bessere Schullokale, ebenso mit den kantonalen Instanzen um Besserstellung und Hebung der Allgemeinbildung der Lehrerinnen. Grundlegend für den Unterricht wurde ihre Schrift *Martha*, ein Leitfaden für Haushaltungskunde für Arbeits- und Fortbildungsschulen, der schon 1933 die zehnte Auflage erlebte. Weitere Schriften folgten.

Der Einblick in dörfliche Verhältnisse, wo die durch Heimarbeit überlasteten Mütter im Haushalt sich nicht mehr zu recht fanden, erweckte in ihr den Gedanken an die weiblichen Fortbildungskurse, die sie jahrelang in Sarmenstorf selber leitete und in Hägglingen in den letzten Lebensjahren aufbaute. Noch 1933 hielt sie vor den aargauischen Frauenverbänden in Brugg das entscheidende Referat zum Obligatorium der weiblichen Fortbildungsschule, wie sie im Schulgesetz von 1941 verwirklicht wurde. Die Reformideen Anna Winistörfers wandten sich auch sozialen Fragen und der Frauenbewegung zu. Mit dem Gründer der «Schweizerischen Caritas», P. Rufin Steimer, schuf sie die erste *Katholische Frauenzeitung* der Schweiz im Jahre 1900

und war ihre erste Redaktorin. Daraus erwuchs 1905 der Schweizerische Katholische Frauenbund, dem 1912 die Sektion Aargau folgte. Auf ihre Initiative erstand der Hilfsverein für Tuberkulose, der das Sanatorium «Albula» in Davos erwarb, aus dem später die «Sanitas» hervorging.

Als Vorstandsmitglied und von 1921 als Präsidentin des kantonalen Frauenbundes entfaltete sie eine weitreichende karitative Tätigkeit. Sie war die Seele der Kurse für Hauswirtschaft, Grippepflege, Kranken- und Wöchnerinnenpflege, gegen den Alkoholismus. Sie half mit bei der Gründung eines Heimes für Epileptikerinnen auf Steinerberg und des Ferienhauses für erholungsbedürftige Mütter im «Hof Gersau».

Das private Leben scheint in diesen vielfältigen Aufgaben zu versinken. 1907 scheidet sie vom Vaterhaus in Sarmenstorf und zieht mit ihrem geistlichen Sohn in die Kaplanei Klingnau. Ferienwanderungen in den Alpen und Italienreisen erhalten sie bis ins hohe Alter lebensfroh. 1912 übersiedelt sie mit ihrem Sohn ins Pfarrhaus Waltenschwil. Dahin kehrt 1917 nach langer Trennung der Gatte der Anna Winistörfer zurück, stirbt aber schon im folgenden Jahr. 1919 gelangt sie in die letzte Station ihres vielbewegten Lebens, ins Pfarrhaus Hägglingen. Jahre schönsten Wirkens waren auch hier der zielbewußten, starken und tiefreligiösen Frau beschieden.

SCHRIFTEN: Außer der im Text erwähnten *Martha: Frauen Wirken und Walten*, Band I: *Wachsen, Werden, Wirken der Frau*. – *Kurze Anleitung zur Hauswirtschaft für Schule und Haus*, im Auftrag des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins. – *Die Erziehungslehre*, Leitfaden für die berufliche Ausbildung und Tätigkeit der Arbeitslehrerin. – *Das Dienstmädchen*, im Verlag der Dienstbotenschule Bremgarten. – *Gedenkschrift zum 20jährigen Bestand des Aargauischen Katholischen Frauenbundes*, 1932.

LITERATUR: JOSY BRUNNER und W. WINISTÖRFER, *Anna Winistörfer-Ruepp, Pionierin des Frauenbundes*, Chur 1937.

Marie Mittler 955

Winteler Jost, * 21. November 1846 in Filzbach (Kerenzenberg), † 23. Februar 1929 in Hochsteig bei Wattwil (Toggenburg); Historiker, Germanist und Dichter; 1884 bis 1914 Lehrer an der Aargauischen Kantonsschule in Aarau.

Seinen Lebenslauf beginnt Winteler als Sohn eines fortschrittlich gesinnten, freimütigen und dabei frommen Landschulmeisters und Bauern in Filzbach, später ob Krummenau im Toggenburg. Nach der Gymnasialzeit in Schiers und an der Thurgauischen Kantonsschule beginnt er auf Wunsch des Vaters und einiger Gönner Theologie zu studieren, wendet sich aber nach kurzer Zeit «aus Religion» von ihr ab und der Geschichte und Germanistik zu, auch wenn er dadurch alle Stipendien verliert. In Basel empfängt er von Jacob Burckhardts Kunst der Darstellung und von seinem aristokratischen Wesen einen starken Eindruck, in Zürich bewundert er die Historiker Büdinger und Scherr. Nach fünf Semestern in der Schweiz treibt er 1870 bis 1875 in Jena hauptsächlich Deutschstudien, so bei Sievers in Phonetik. Die Mittel erwirbt er sich durch Lehrtätigkeit in einer Familie in der Rhön und an der Ackerbauschule in Jena. 1875 doktoriert er in Leipzig mit seiner Arbeit über die Kerenzer Mundart. Dadurch für die akademische Laufbahn glänzend ausgewiesen, muß er doch aus finanziellen Gründen auf eine Privatdozentur verzichten und 1876 – er hat im gleichen Jahre mit Rosa Eckart die Ehe geschlossen – eine Lehrstelle am Gymnasium Burgdorf mit Tätigkeit vor allem auf der Bezirksschulstufe annehmen. 1880 wird er als Schuldirektor nach Murten gezogen; er tritt aber 1884 aus Gegnerschaft gegen Python, seinen obersten Vorgesetzten und «den allmächtigen Gebieter des neuen Kurses im Kanton Fribourg», zurück. Gleichzeitig wird er nach Aarau an die Kantonsschule gewählt (sein Mitbewerber um diese Stelle heißt Carl Spitteler). Dort unterrichtet er 1884 bis 1909 am Gymnasium Geschichte und zum kleinen Teil Griechisch und Latein. Von

1901 bis 1914 wirkt er auch als Lehrer der interkonfessionellen Religionsgeschichte und führt hier auf begeisternde Art in die Philosophie, z. B. ins griechische Denken, ein. Zu seinen freiwilligen Hörern zählt ein großer Teil der Schülerschaft, zählen aber auch Erwachsene wie die Dichterin Sophie Haemmerli-Marti oder Kollegen wie Hans Kaeslin. Eines Stimmleidens wegen tritt er 1909 teilweise und 1914 ganz von seiner Lehrstelle zurück. Er verbringt seinen Lebensabend im Toggenburg, zuerst in Krummenau, darauf in Hochsteig.

Als Germanist hat sich Winteler dauern- des Verdienst erworben durch seine Dissertation *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus, in ihren Grundzügen dargestellt* (Leipzig und Heidelberg 1876). Hier wird zum erstenmal, und wie es scheint nicht nur im deutschen Sprachgebiet, sondern überhaupt zum erstenmal, die Forderung Rudolf von Raumers und Wilhelm Scherers erfüllt und eine genaue phonetische Beschreibung einer Mundart gegeben. Die Laute werden mit einer bis dahin unbekannten Feinheit beobachtet und bezeichnet. Den wertvollen Erörterungen über allgemeine Phonetik, über die Lautverhältnisse und die Flexion fügt er Textproben aus dem Gebiete der Sprichwörter und Redensarten, der Volks- und Kinderverse samt Übersetzung und Erläuterungen an. Winteler hat eine Reihe von phonetischen Grundtatsachen zum erstenmal und bis heute gültig formuliert, so z. B. die der Stimmlosigkeit unserer Lenes. Er gibt auch eine Fülle von Anregungen und hat seither in der Beschreibung einer Einzelmundart viele Nachfolger gefunden. – Dieselbe Zuwendung zur gesprochenen Sprache wird sichtbar in der Schrift *Über die Begründung des deutschen Sprachunterrichtes auf die Mundart des Schülers* (Bern 1878). Ihre Gedanken werden erst später im Lebenswerk Otto von Greyerz' zur Auswirkung kommen. – Die Broschüre *Über Volkslied und Mundart* (Ein Wort an die aargauische Lehrerschaft anlässlich der Kantonalkonferenz

am 12. September 1895, Brugg 1895) verteidigt die Mundartlyrik und den Mundartgesang in Schule und Haus. Durch das Lob der musikalisch-rhythmischen und der Herzensvorzüge unseres Dialektes ermutigt Winteler Sophie Haemmerli-Marti, ihre Verse *Mis Chindli*, versehen mit seinem Vorwort, herauszugeben.

Als Geschichtsdenker und -lehrer hört Winteler wie Johannes Scherr aus der Historie eine Predigt heraus, wonach «im Leben der Staaten so gut wie im Einzelleben nur Recht und Wahrheit dauerndes Wohl begründen». Er sieht sich deshalb in einem Gegensatz zu den «kasuistischen Geschichtskünstlern» wie Treitschke, auch zu Nietzsche.

Als Dichter hat Winteler einen Versband herausgegeben: *Tycho Pantander* (eine Geistesentwicklung in Liedern dargestellt, Frauenfeld 1890). Das Werk hat wenig Erfolg gefunden. 1918 wurde es immerhin mit einem Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung belohnt. Auf den ersten Blick scheint es, wie so manches andere, das Werk bloßer guter Gesinnung und ehrenhafter Gefühle. Es ist ja auch nicht so sehr ein künstlerisches, ein Lyrikbuch, als ein Weltanschauungsbuch, genauer: ein Buch, das die in Verse gebrachten Stufen eines zu Weisheit und Geschlossenheit heranreifenden Lebens aneinanderreicht. Innerhalb seiner Art nun ist der *Tycho Pantander* eindrucklich durch Kraft des Gedankens, Herzlichkeit und Reinheit des Gefühls. In den anfänglichen Teilen ist manches unmutig, pessimistisch, leidend unter Übel und Gemeinheit; später erreicht der Dichter platonische Höhe (das «Lichtglück»), und der Name Tycho Pantander gewinnt die Bedeutung «Der Mensch, der zu leidvollem Geschick ja sagt und sich dadurch zum Einklang mit dem All emporschwingt». Vieles hat hier durch seinen Idealismus eine herrliche Leuchtkraft erreicht.

Als Ornithologe hat Winteler zeitlebens bloß in den Mußestunden, jedoch einläßlich und mit Erfolgen gearbeitet. Es ist bezeichnend für ihn, daß ihm neben

seinen philosophischen Gedankengängen zur Erholung nur genauestes, liebevolles Versenken in ein Teilgebiet des Naturlebens gut genug war. Er war Mitbegründer und langjähriger Mitarbeiter der ornithologischen Zeitschrift *Die Tierwelt*. Seine Fachaufsätze zählen nach Dutzenden. Man vergleiche dazu die Schrift *Naturlaute und Sprache im Programm der Aargauischen Kantonsschule 1892*.

Wintelers Wesen hat auf die Mitbürger und die Schüler nachhaltigen Eindruck gemacht. Zeugnis dafür sind nur schon die ungewöhnlichen Ehrungen, die ihm zu seinem achtzigsten Geburtstag dargebracht wurden. Hochflug der Ideen, Integrität, pädagogische Liebe, dazu Originalität und Schwung sichern ihm einen Ehrenplatz in der Schulgeschichte. Die *Erinnerungen aus meinem Leben* (S. A. aus *Wissen und Leben 1917*) sind ein trefflicher Spiegel seines Wesens.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Siehe das Verzeichnis der Publikationen in *Jost Winteler 1846 bis 1929*, Aarau 1930, zu ergänzen durch den Titel *Über die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers. Ein Wort an die bernische Lehrerschaft anlässlich der Revision des Lehrplans für die bernischen Mittelschulen*, Bern 1878, und zu verbessern in bezug auf die Erscheinungsjahre der Arbeiten in den Kantonsschulprogrammen.

LITERATUR: A. TUCHSCHMID, H. KAESLIN und S. HAEMMERLI-MARTI, *Jost Winteler 1846–1929*, Aarau 1930. – ARNOLD BÜCHLI, *Erinnerungen aus der Schulzeit*, in *Aarauer Neujaarsblätter* 1946, S. 22 ff. – HANS KAESLIN, *Nochmals Einst und Jetzt*, ebenda 1955, 70 ff. – Derselbe im *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1952/53*, S. 72, 81 f., 85 usw. – Derselbe (neben andern Verfassern) in *Msc. 97. fol.* der aargauischen Kantonsbibliothek. – LUDWIG STORZ, *Friedrich Mühlberg, Adolf Frey, Jost Winteler und Hans Kaeslin*, im *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1955/56*. Ludwig Storz 956

Wirz, Max Otto, von Schöffland, *3. November 1877 in Olten, †2. September 1946 in Gunten, Schönörkli, am Thunersee als freier Schriftsteller. Sein Großvater, Joh. Rud. Wirz, 1803 bis 1876, war Bauer und

Gerichtspräsident in Schöffland. Sein Vater, Otto Wirz, zuletzt Oberingenieur bei Werner & Pfleiderer in Stuttgart. Seine Mutter, Ida geborene Lüscher, stammte aus dem «Blauhaus» in Seon. Ihr Vater war Zigarrenfabrikant.

Trotz der starken musikalischen Begabung, die er von beiden Eltern mitbekam, wandte er sich, einem Wunsche des Vaters entsprechend, der technischen Laufbahn zu. Nach dem Gymnasium in Donaueschingen, wo jener damals Direktor der «Fürstenbergischen Maschinenfabrik» war, zog er ans Technikum in Winterthur (1895–1898). Dann folgte eine Werkstattpraxis in Sankt Gallen, hierauf Studium an der Technischen Hochschule in München und 1900 bis 1904 an der Technischen Hochschule in Darmstadt, wo er mit dem Grade eines Dipl.-Ing. des elektrotechnischen Faches abschloß. Hierauf betätigte er sich, nach dem Vorbilde seines Onkels, Oberst Gotthold Wirz in Brugg, kurze Zeit als Instruktionsoffizier der Artillerie in Thun, kehrte aber auf einen Ruf seines von ihm sehr verehrten Lehrers, Geheimrat Professor Adolf Pfarr, als Assistent an den Lehrstuhl für Wasserkraftmaschinen nach Darmstadt zurück. 1907 bis 1908 arbeitete er als Konstrukteur bei Escher Wyß & Cie. in Zürich. Er erwähnte immer mit Stolz, daß er damals die Turbinen für das neue Albulawerk zeichnete. – In dieser Zeit weilte auch seine spätere Gattin, Clara Wirz-Wyß, aus Lenzburg, als junge Sängerin und Pianistin in Zürich. Otto Wirz hatte einige Gedichte von Hermann Hesse und Gottfried Keller vertont, und Clara Wyß sang ihm diese Lieder. – 1908 zogen beide nach Bern, heirateten, und er arbeitete dort bis 1926 als Experte am Eidgenössischen Patentamt. Hier trat er mit dem damals in gleicher Eigenschaft tätigen Albert Einstein in engen wissenschaftlichen und menschlichen Kontakt. – In den ersten Berner Jahren schrieb er auch für den *Bund* und die *Schweizerische Musikzeitung* die Musikkritik. Musik spielte zeit seines Lebens eine überragende Rolle. Er

war imstande, überwältigt, tränenüberströmt mitten aus einem Bachkonzert im Berner Münster herauszulaufen. Dann war es gefährlich, ihn anzusprechen. – Mit griechischer und römischer Geschichte und Dichtung, mit Platon, mit Shakespeare, Dante, Dostojewski, Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Hegel, Otto Harnack, Fritz Mauthner, Mommsen, Ranke fühlte er sich tief verbunden. In seinem Vaterlande zog es ihn besonders zu Gottfried Keller, Hermann Hesse, Carl Spitteler, J. V. Widmann, Jeremias Gotthelf und Rudolf von Tavel. Gegen den Schluß seines Lebens beschäftigte er sich intensiv mit Rilke. In seiner Bibliothek stehen die Bücher der bedeutendsten Dichter seiner Zeit. – Zusammen mit seiner Gattin führte er in Bern, nach 1926 in Zürich und zuletzt am Thunersee, ein gastliches Haus, wo viele bedeutende Menschen und Künstler besonders aus der Schweiz und Deutschland verkehrten. Daraus entstanden große und langdauernde Freundschaften. – Die Tragödie Deutschlands bedeutete für ihn, der in seiner Seele ewig jung blieb, am Schlusse seines Lebens tiefsten Schmerz, und obwohl ihn während der letzten Jahre schwere Krankheit an sein Lager fesselte, raffte er sich zu konzentrierter geistiger Arbeit auf, gehalten durch den unumstößlichen Glauben an eine sinnvolle Zukunft. – So unerbittlich konsequent und scharf er gegen sich und seine Freunde sein konnte, so liebenswürdig trat er besonders jungen und einfachen Menschen gegenüber, Kindern, Bauern, Arbeitern und Handwerkern aus seiner Nachbarschaft. Viele achteten und liebten ihn daher, wenn sie auch mit seinem Werk lieber nichts zu tun haben wollten. – Seine Heimat liebte er über alles, wie kraftvoll er auch gelegentlich gegen ihr Spießbürgertum ins Feld zog. – Seinem letzten Wunsche gemäß wurde er am 5. September 1946 in seinem Heimatort Schöftland begraben.

Prof. Dr. Emil Staiger, Zürich, sagt über sein Werk: «Das Hauptwerk von Otto Wirz ist der Erstling geblieben *Gewalten*

eines Toren, ein zweibändiger Roman (1923), der sich zunächst, als Geschichte einer Bildung, im Aufbau der Fabel und in manchen Einzelheiten, vor allem auch in der Leuchtkraft der Prosa, an Gottfried Kellers *Grünen Heinrich* anzuschließen scheint, dann aber eine Wendung ins Dämonische und zugleich ins Tödlich-Abstrakte nimmt und mit seinem alle menschlichen Grenzen überschreitenden Schluß als bedeutendster Beitrag der Schweiz zur Literatur des Expressionismus gelten darf.

Mit dem Roman *Die geduckte Kraft* (1928) verfolgte Otto Wirz die expressionistische Richtung bis zu einem kaum mehr erträglichen Extrem. Auch dieser Erzählung wird man zwar visionäre Kraft nicht absprechen, ebenso wenig der 1925 veröffentlichten *Novelle um Gott*. Aber eine solche Sprache ist uns heute doch schwer verständlich. Otto Wirz selber scheint gespürt zu haben, daß es hier nicht weiter geht. Jedenfalls betrachtet er seine eigene Prophetie in *Prophet Müller-zwo* (1933), wie schon der Titel andeutet, mit grimmigem, oft an Jean Paulerinnern dem, unbarmherzig-realistischem Humor. Das nicht sehr umfangreiche Buch ist damit zu einer Art Satyrspiel zu der Tragödie der *Gewalten eines Toren* geworden.

Das literarische Werk, das Otto Wirz hinterlassen hat, ist nicht umfangreich, aber immer durchaus wesentlich und von bewundernswerter Folgerichtigkeit. Die große Tradition der schweizerischen Epik vereinigt sich in einzigartiger Weise mit einem von der Untergangsstimmung und den eschatologischen Hoffnungen der zwanziger Jahre geprägten Geist. Die Literaturgeschichte wird die *Gewalten eines Toren* den großen Bildungsromanen des 19. und 20. Jahrhunderts anreihen und ihren Schöpfer zu den besten Erzählern deutscher Sprache zwischen den beiden Weltkriegen zählen.»

WERKE: a) Romane: *Gewalten eines Toren*, Stuttgart 1923. – *Die geduckte Kraft*, Stuttgart 1928. – *Prophet Müller-zwo*, Stuttgart 1933. – *Rebellion der Liebe*, Erlenbach-Zürich 1937. –

Maß für Maß, Elgg 1943 (aus dem unvollendeten Roman *Rebellen und Geister* mit einem Geleitwort von Professor E. STAIGER).

b) Novellen: *Novelle um Gott*, Stuttgart 1925. – *Späte Erfüllung*, Stuttgart 1937.

c) Aufsätze und Feuilletons: ein vollständiges Verzeichnis im Besitz der Familie des Dichters. – *Das magische Ich*, Stuttgart 1929 (mit zwei Aufsätzen über den Dichter). – *Lüthi, Lüthi & Cie.* (humoristische Novelle), im *Lesebuch Schweizer Dichtung*, St. Gallen 1938, und in *Schweizer Familie* vom 19. September 1953. – *Unsere Heimat* (Radioansprache), *National Zeitung* vom 21. Mai 1939. – *Mission der Schweiz*, Typoskript, Juni 1939.

LITERATUR: *Nachruf* von Prof. Dr. EMIL STAIGER in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 14. September 1946, Nr. 1638. – *Worte am Grabe von Otto Wirz*, Typoskript, 5. September 1946. – *Kummervoller Spaß – spaßiger Kummer*, *Otto Wirz im Spiegel seiner Briefe*, mitgeteilt von CARL SEELIG, in *Neue Zürcher Zeitung* vom 17. März 1957, Nr. 749. – Verzeichnis weiterer Artikel und Schriftstücke in Familienbesitz.

Wolf Wirz 957

Wolfinger, Max, * 1. Juni 1837 in Mannheim (Baden), † 12. Dezember 1913 in Aarau, Kunstmaler, Lehrer für Kunstzeichnen an der Aargauischen Kantonschule und an den Lehrerseminarien in Wettingen und Aarau, Konservator der Kantonalen Kunstsammlung. Max Wolfinger besuchte das Lyzeum seiner Vaterstadt Mannheim, trat dann zur künstlerischen Ausbildung in das Atelier seines Onkels, des Kunstmalers Wilhelm Dünkel, ein und später in die Malklassen der Großherzoglichen Gemäldegalerie in Mannheim, die damals vom Galeriedirektor und Hofmaler Theodor Weller geleitet wurden. Zwei weitere Studienjahre (1857 bis 1859) verbrachte er in Berlin und Dresden und siedelte 1859 nach München über, wo er sich ausschließlich der Landschaftsmalerei widmete. Im Mai 1867 wurde er zum Zeichenlehrer am Aargauischen Lehrerseminar in Wettingen und an der Bezirksschule Baden gewählt, und später übernahm er auch noch den Zeichenunterricht an der Bezirksschule Brugg. Im Herbst 1876 berief man den geschätzten Lehrer an die Aargauische Kantons-

schule und an das Lehrerinnenseminar Aarau. Damit war seiner bewährten Hand das Kunstzeichnen aller höheren Mittelschulen des Kantons anvertraut. Dieser Aufgabe galten seine besten Kräfte. Professor Wolfinger arbeitete rege mit an der methodischen Entwicklung des Zeichenunterrichtes seiner Zeit. Mit seiner anregenden, bestimmten Lehrweise und seinem freundlichen, frohsinnigen Wesen erwarb er sich die Achtung und Zuneigung seiner Schüler. So war denn auch der Rücktritt vom Lehramt, zu dem ihn im Jahre 1898 Krankheit zwang, ein herber Verzicht.

Außer der Schule förderte Max Wolfinger das Kunstleben im Aargau besonders durch seine Mitarbeit im Vorstand des Aargauischen Kunstvereins. Als man 1896 die Kunstwerke, die der Kanton gesammelt hatte, mit dem Besitz des Aargauischen Kunstvereins in den Sälen des neubauten Gewerbemuseums zur «Kantonalen Kunstsammlung» vereinigte, richtete Professor Wolfinger diese ein und amtierte von 1896 bis 1901 als ihr erster Konservator. Der Kunstverein würdigte sein Wirken, indem er ihn zum Ehrenmitglied ernannte.

Wolfingers Gemälde zeigen die typischen Züge der Münchener Landschaftsmalerei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der Aargauischen Kunstsammlung ist er vertreten mit dem Werk *Park in Königsfelden*. Die Aargauische Kantonsschule und die Stadt Aarau besitzen je zwei Landschaftsbilder *Studien aus Oberbayern*.

In seinen letzten Jahren lebte Wolfinger sehr zurückgezogen und ertrug ein langes Leiden mit großer Geduld. Von der Gesinnung des gütigen Menschen zeugt ein Vermächtnis, das nach seinem Tode den Anlaß gab zur Gründung einer Witwen- und Waisenkasse der Kantonschullehrer.

LITERATUR: THIEME-BECKER, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*, Bd. 36, S. 223. – BRUN, *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Bd. 4, S. 458. – *Programm der Aarg. Kantonsschule*

1876/77, S. 7 – *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1913/14*, S. 15 (Nachruf) und 1914/15, S. 43. – *Aargauer Tagblatt* vom 15. Dezember 1913, Nr. 341 (Nekrolog von Professor TUCHSCHMID).

Alfred Bolliger 958

Wüest, Konrad, * 28. April 1849, † 26. Februar 1904, Bezirkslehrer in Aarau, Fachlehrer für Naturwissenschaften. Als Sohn eines Bauern in Uffikon im Kanton Luzern besuchte er die Gemeindeschule und nachher die anderthalb Stunden entfernte Sekundarschule in Altishofen, dann das Seminar Rathausen, wo Direktor Dula tätig war. Voll unermüdlichen Drangs nach Wissen und Bildung begann er mit achtzehneinhalb Jahren seine erfolgreiche Lehrtätigkeit an der Rettungsanstalt Sonnenberg bei Luzern, wo er sieben Jahre wirkte. Seinen Wissensdrang konnte er an keiner Hochschule stillen und arbeitete besonders privatim in Naturwissenschaften und Physik. 1875 wurde er an die Bezirksschule Baden berufen und unterrichtete in Naturwissenschaften und Mathematik. Hier erwarb er die Zuneigung der Behörden und Schüler. Es übertrug ihm die Telephongesellschaft die Stelle eines Direktors. Reisen brachten ihn nach Italien und Deutschland. Die Freude am Lehrfach führte ihn doch wieder in die Schule zurück, und er wurde 1884 an die Bezirksschule nach Aarau gewählt, wo ein reiches Arbeitsfeld ihm glückliche Jahre schenkte. Er führte jahrelang das Rektorat der Bezirksschule, war Mitglied des Bezirksschulrates, Präsident der Kantonalkonferenz und der Elektrizitätskommission, gründete den Aargauischen Lehrerverein und leitete ihn während der ersten Periode. Der Ausbau der Bezirksschule bei der Aufhebung des Progymnasiums an der Kantonsschule beschäftigte ihn stark. Über seinen Unterricht hat man immer das beste Zeugnis vernommen. Er war ein hinreißender und begeisternder Lehrer. Alle Methoden der Physik beherrschte er vorzüglich, ganz besonders das Gebiet der Röntgenstrahlen, in dem er für die damalige Zeit gleich einem Hochschulprofessor sich auskannte.

Er hielt auch Vorträge in der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Aargau und publizierte einige Schriften. Er war der Vater einer glücklichen Familie, zwei Knaben und zwei Mädchen, für die er treu besorgt war. Eine langwierige Krankheit rief diesen überaus fleißigen und hochbegabten Kämpen mit 55 Jahren schon aus dem Leben.

NEKROLOG: *Schulblatt des Kantons Aargau, Solothurn und Baselland* vom 2. April 1904. – *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft X* (1905) 97–101 (mit Verzeichnis der Vorträge). Adolf Hartmann 959

Wullschlegel, Arnold, * 19. November 1848 in Oftringen, † 19. November 1912 in Martigny, Sohn von alt Rektor und Bezirkslehrer Wullschlegel in Lenzburg. Bescheiden und gütig wie sein Vater, war Arnold ebenfalls ein ausgezeichnete Kenner der Schmetterlingswelt, dazu ein subtiler und gewiegtter Beobachter.

In der Jugendzeit durchlief er die Schulen von Lenzburg, kam dann nach Zürich, um sich dem Kaufmannsberufe zu widmen. Nach der Verheiratung zog er im Jahre 1891 nach Martigny-Bourg und betrieb hier ein Ladengeschäft. Damit reüssierte er nicht, dafür um so besser mit dem Sammeln und der Aufzucht von Schmetterlingen. Er installierte sich für diesen Zweck in Martigny-Ville.

Als Sammler und Züchter von Faltern brachte es Wullschlegel zu einer großen Fertigkeit. Dabei war er außerordentlich findig, verstand sehr gut zu kombinieren, auch mit größter Geduld ans Werk zu gehen. Er wurde zu dem eigentlichen Erschließer der Fauna des Unterwallis! An der *Faune des Macro-lepidoptères du Valais* von E. Favre hat er tatkräftig mitgeholfen. Die vorzüglichsten Beobachtungen, welche in diesem Werke niedergelegt wurden, sind durch Wullschlegel inspiriert. Er besaß einen reichen Schatz feiner biologischer Wahrnehmungen.

Wullschlegel ist auch der Entdecker verschiedener auserlesener Fundorte höchst seltener Falter der Schweiz, vorab des Wallis. In der heiklen Züchtung verschied-

dener Falter-Raritäten war er unübertrefflich.

Seinen Charakter zeichneten Uneigennützigkeit und eine große Herzensgüte aus.

LITERATUR: Nekrolog von Dr. R. STIERLIN, Schaffhausen, in *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft* XII, Heft 5/6. – *Lenzburger Neujaarsblätter* 1955: Biographisches in einem Aufsatz über Vater und Sohn Wullschlegel von M. HEFTI-GYSI.

Mathias Hefti-Gysi 960

Wullschlegel, Jakob, von Niederwil, dem heutigen Rothrist. * 18. Oktober 1818, † 18. Juni 1905 in Lenzburg. Bedeutender Entomologe, vor allem Schmetterlingsforscher. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen (sein Vater war Weber), durch den Lehrer Kaspar Rüeegg unterstützt und gefördert, konnte er 1836 in das Lehrerseminar in Lenzburg eintreten, welches damals unter der Leitung von Augustin Keller stand.

Nach der Seminarzeit fand Wullschlegel vorübergehend eine Lehrstelle an der Unterschule in Strengelbach, kam nachher an die Gesamtschule in Turgi und von dort aus an die Oberschule in Villnachern. Im Herbst 1842 siedelte Wullschlegel nach Oftringen über und amtierte hier während zwanzig Jahren an der Oberschule. In den Jahren 1851 bis 1862 erteilte er von Oftringen aus auch Unterricht am Schmitterschen Töchterinstitut in Aarburg, folgte 1862 einem ehrenvollen Rufe an die obere Mädchenschule in Lenzburg, übernahm an der 1875 gegründeten Mädchenbezirksschule, neben dem Rektorate, den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturkunde.

Die Liebe zur Natur und ein wacher, offener Sinn für die vielfältigen Erscheinungen, Wunder und Geheimnisse in deren Bereiche, schärften und bildeten seine ausgezeichnete Beobachtungsgabe. Sie führten ihn schon früh zum Studium der Pflanzenwelt, insbesondere aber zur Entomologie hin.

In letzterer (vorwiegend in der Schmetterlingskunde) wurde er im Laufe der

Jahre zu einem anerkannten Meister. Als Sammler und Forscher, vorab in systematischer Hinsicht, leistete er Bedeutendes. (Seine allmählich geäußerte große Sammlung, besonders an Schmetterlingen, wurde nach seinem Tode von den Erben dem Naturhistorischen Museum in Aarau übermacht.)

Eine mit einem eisernen Willen durchgeführte Sammlertätigkeit und eine ausgezeichnete Spürnase für glückliche, seltene Funde, trugen ihm schon früh beachtenswerte Erfolge ein und brachten ihm wertvolle Freundschaften Gleichstrebender. Mit zahlreichen Naturfreunden und Forschern des In- und Auslandes stand er in lebhaftem Verkehr. Seine schriftstellerischen Arbeiten, besonders jene aus dem Gebiete der Nachtfalter (Noctuiden), wurden wegen ihrer Zuverlässigkeit und präzisen Abfassung geschätzt. Sie sind da und dort in Fachzeitschriften verstreut enthalten.

Bereits im Jahre 1858 wurde Wullschlegel Mitglied des Stettiner Entomologischen Vereins, im nämlichen Jahre auch der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft.

In der *Stettiner Entomologischen Zeitung* veröffentlichte Wullschlegel verschiedene Mitteilungen über *Cucullia campanulae* und die ersten Stände einiger Schmetterlinge; auch brachte er Ergänzungen zu Wildes *Pflanzen und Raupen Deutschlands* an.

In den *Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft* finden sich in den Jahren 1865 bis 1874 gegen ein Dutzend größere und kleinere Abhandlungen aus seiner Feder, worunter vor allem hervorzuheben sind: *Noctuidenfauna der Schweiz* (Band IV, Nr. 1–3, 1872/73), und *Die Sphingiden und Bombyciden der Schweiz*, gemeinsam bearbeitet mit seinem Freund H. Frey, Professor in Zürich.

In den *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft* erschien in Heft II, 1880: *Faunistisches aus dem Aargau*, ein Verzeichnis aargauischer Geometriden (Spanner).

Der *Jahresbericht der St. Galler Naturforschenden Gesellschaft* enthielt 1868/69 von Wullschlegel die *Mitteilungen über einen Feind des Weinstockes, Tortrix uvaeana* (Neuning), *Tortrix roserana* (Froel.) oder *Conchylis ambiguella* (Hübner).

Wullschlegel war ein äußerst bescheidener Mann; er hielt sich gerne, wenn es ging, im Hintergrunde. Sein umfangreiches Wissen und seine Tüchtigkeit wurde aber von zahlreichen Vereinen und Kommissionen erkannt und auch gerne benützt. In der Lehrerkonferenz des Bezirkes Lenzburg, deren langjähriger Präsident er war, spielte er eine namhafte Rolle. Daneben war Wullschlegel Mitglied des Bezirksschulrates und der Prüfungskommission für die Wahlfähigkeit von Primarlehrern.

Für manche Schule erstellte er instruktive Sammlungen nützlicher und schädlicher Insekten. An den Weltausstellungen in Wien und Paris wurden seine Sammlungen prämiert.

1902 ernannte ihn die Schweizerische Entomologische Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede, ebenso die Naturforschende Gesellschaft von St. Gallen sowie jene des Heimatkantons.

Mit der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Graubünden war er als korrespondierendes Mitglied nahe verbunden. Professor Mayr (Wien) benannte eine von Wullschlegel entdeckte Schlupfwespenart ihm zu Ehren *Telenomus Wullschlegeli*.

LITERATUR: Jakob Wullschlegel, 1818–1905, in *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft* XI (1909). – Zwei ehemalige «Lenzburger» als Liebhaber, Sammler und Forscher im Reiche der Falter von M. HEFTI-GYSI in den *Lenzburger Neujaresblätter* 1955.

Mathias Hefti-Gysi 961

Wullschleger, Eugen, von Vordemwald, * 8. Januar 1862 in Basel, Großrat, Regierungsrat, Nationalrat und Ständerat, † 31. August 1931 in Riehen. Eugen Wullschleger war Bürger von Vordemwald. Er

wurde in Basel, wo seine Eltern wohnten, geboren. Dort besuchte er die Schulen. Dann wurde er Kaufmann. Er interessierte sich von Jugend auf für das öffentliche Leben. Trotzdem es für einen Kaufmann nicht leicht war, sich zum Sozialismus zu bekennen, scheute sich Eugen Wullschleger nicht, seiner sozialistischen Überzeugung Ausdruck zu geben und sich der Sozialdemokratischen Partei anzuschließen. Er wurde schon im Jahre 1886, erst 24 Jahre alt, in den Großen Rat von Basel-Stadt gewählt. Kurz nachher übernahm er die Redaktion des *Arbeiterfreundes*, der ersten sozialdemokratischen Zeitung von Basel-Stadt. Aus ihr ging nachher der *Basler Vorwärts* hervor. Eugen Wullschleger war Redaktor an dieser Zeitung von 1896 bis 1902.

Im Jahre 1896 wurde Wullschleger, erst 34jährig, in den Nationalrat gewählt. Er war damit neben Vogelsanger in Zürich einer der ersten Sozialdemokraten im Nationalrat. Im gleichen Jahre wurde Eugen Wullschleger Zentralsekretär des Schweizerischen Grütlivereins. In dieser Eigenschaft tat er sein möglichstes, damit der Grütlivereinsich der Sozialdemokratischen Partei anschloß. Während der Zeit von 1898 bis 1902 war Wullschleger auch Generalsekretär des Verbandes Eidgenössischer Post-, Telegraphen- und Zollangestellter.

Im Jahre 1902 wurde der 40jährige als Regierungsrat von Basel-Stadt gewählt. Er schied nun aus dem Nationalrat aus, um sich ganz seiner Arbeit als Regierungsrat widmen zu können. Von 1912 bis 1917 gehörte er neuerdings dem Nationalrat an. Im Jahre 1920 trat er als Regierungsrat von Basel-Stadt zurück. Im Jahre 1925 wurde Wullschleger in den Ständerat gewählt. Der Halbkanton Basel-Stadt wurde von da an im Ständerat durch einen Sozialdemokraten vertreten. Infolge Krankheit schied Eugen Wullschleger schon im Jahre 1928 aus dem Ständerat aus. Er starb am 31. August 1931 in Riehen. Er war einer der verdientesten Sozialdemokraten der Schweiz,

dessen Leistungen auch von andern politischen Parteien anerkannt wurden.

LITERATUR: *Biographisches Lexikon*, 3. Band. von PAUL SEIPPEL. – Nachrufe in der *Basler Arbeiter-Zeitung* und in der *National Zeitung*. – 50 Jahre «Freier Aargauer 1906–1956» (A. SCHMID).

Arthur Schmid 962

Wyrsh, Alfred, * 28. März 1872 in Wettingen, † 9. Juli 1924 daselbst. Fürsprecher und Nationalrat. Einem alten Nidwaldner Geschlecht entstammend, war er der Sohn von Großrat Bernhard Wyrsh, der den Klosterhof Wettingen erworben hatte. Besuch der Bezirksschule Baden und des Gymnasiums Aarau, Maturität 1891. Studium der Rechte in Heidelberg, München und Bern. Praktikum im Advokaturbureau Stierli in Aarau. 1895 aargauisches Staatsexamen als Fürsprecher und im selben Jahre Promotion in Heidelberg, Wahl als Gemeinderat und Vizeammann in Wettingen und damit Beginn der politischen Laufbahn. 1896 eigenes Anwaltsbureau in Baden, das sich bald einer starken Inanspruchnahme durch Rechtsuchende im Aargau wie im nahen Zürcher Gebiet erfreut. 1897 Mitglied des Großen Rates und der katholischen Synode, die er während 27 Jahren, bis zu seinem Tode, präsidiert. 1907 nach heftigem Kampfe gegen den Radikalen Josef Jäger in Baden Wahl in den Nationalrat. 1908 Präsident des Großen Rates, Mitglied der Diözesankonferenz.

Die besondere Bedeutung von Alfred Wyrsh liegt darin, daß er 1907 die entscheidenden Maßnahmen zur straffen Parteiorganisation und zur Eingliederung der Christlichsozialen in die Katholische Volkspartei trifft und hernach wesentlich dazu beiträgt, daß 1911 mit dem *Aargauer Volksblatt* ein kantonales Parteiorgan geschaffen wird, dessen Redaktion der begabte, eigenwillige Johann Baptist Rusch übernimmt.

Nach dem Tode des Landammanns Peter Conrad soll Wyrsh dessen Nachfolger im Regierungsrat werden, was er aber ablehnt. Als Parteipräsident setzt er

sich für die Einführung des Proporz im Parlamente ein wie für die Erweiterung der Volksrechte. Neben seinem Streben, die Einheit und Geschlossenheit der Volkspartei zu realisieren, bewährt er sich, der aus der Landwirtschaft hervorgegangen ist, als aufgeschlossener Sozialpolitiker, setzt als Mitglied der nationalrätlichen Kommission für das eidgenössische Fabrikgesetz seine ganze Kraft für die Besserstellung der Arbeiterschaft ein. Durch Leutseligkeit und Konzilianz verschafft er sich Vertrauen bei den Gewerbetreibenden, den Bauern und Arbeitern, wie auch Anerkennung bei den andern politischen Parteien. Als Präsident der Synode trägt er durch vermittelndes Wesen viel dazu bei, daß sich Staat und Kirche im Aargau besser verstehen lernen.

Siehe *Lebensbilder*, S. 344–9, von HANS FRICKER †. – Dazu JULIUS BINDER, in *Erbe und Auftrag*, 1953, S. 247–62.

Otto Mittler 963

Wyß, Johann Jakob, von Schlierbach (Amt Sursee), * 1876 in Zofingen, † 1936 in Albisrieden, Sohn des Wirtes Jakob Wyß in Zofingen, durchlief die Schulen seines Geburtsortes und trat im Mai 1897 bei der Firma Rueß & Schwarz in Zürich in die Lehre als Dekorationsmaler. Von 1897 bis 1899 war er Schüler an der Kunstgewerbeschule daselbst unter den Lehrern Hermann Gattiker, Professor Freitag und Professor Buchmann. Dann reiste er für einige Monate nach München und Stuttgart, wo er in den dortigen Galerien eifrigem Studium oblag. 1901 besuchte er Paris und war Schüler bei Grasset. 1903 hielt er sich erstmals für zwei Monate in Florenz auf, und 1905/06 finden wir ihn erneut in Italien tätig. Später lebte er meistens in Zofingen. Jakob Wyß war ein eifriger und kühner Bergsteiger, daher diente ihm auch immer wieder die Großartigkeit der Alpenwelt als Bildinhalt. Speziell das Lauteraargebiet und die Schönheit des Urnersees lieferten ihm farbfrohe Motive. Er hatte die Fähigkeit, wie selten einer den Fels zu malen. Figürliches findet man in seinem Oeuvre selten. 1921 und 1923

besuchte er nochmals Florenz, allein die Kraft war gebrochen. Die Werke der letzten Zofinger Jahre verloren immer mehr an Atmosphäre und Unmittelbarkeit. Schaffenskraft und Sicherheit ließen nach, der Verkehr mit ihm wurde durch seine Unumgänglichkeit sehr erschwert. 1934 verheiratete er sich mit Elise Huber und siedelte nach Albisrieden über. Seine Gattin umsorgte und pflegte ihn mit rührender Hingabe, allein der kranke Körper versagte 1936 seinen Dienst. Er liegt im Kirchhof von Albisrieden begraben. Jakob Wyß beschickte zu seinen guten Zeiten zahlreiche Ausstellungen, so u. a. im Kunsthaus Zürich, Aarau, Sessession München und 1914 die Landesausstellung in Bern. Zahlreiche seiner Werke befinden sich in Privatbesitz, und auch die Eidgenossenschaft erwarb zwei Landschaften. Viele seiner gewaltigen Bergbilder wurden auch reproduziert, so im Werke von Steinitzer *Der Alpinismus in Bildern*, in den *Jahrbüchern des Schweizer Alpen-Clubs* 1918 und 1922. 1949 veranstaltete die Sektion Zofingen des SAC anlässlich ihres 75jährigen Bestehens eine umfassende Gedächtnisschau, an der etwa 120 Bilder seines Lebenswerkes an den großen alpinen Maler erinnerten.

Richard Haller 964

Zähringer, Hermann Eduard, von Laufenburg. * 27. Februar 1832 in Thusis GR, † 22. September 1880 in Luzern. Enkel des kaiserlich-königlichen Unterforstmeisters Michael Zähringer in Laufenburg. Der Vater war Arzt in Thusis, die Mutter eine Tochter des Obersten Buol in Chur. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren Kindern ins väterliche Haus nach Chur, wo Hermann die städtischen Schulen und das Gymnasium der Kantonsschule besuchte. Sein Hochschulstudium mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung absolvierte er an der Polytechnischen Hochschule Stuttgart und an der Universität Bonn, hörte daneben aber auch Philosophie und Philologie. Unter seinen Lehrern stehen Na-

men wie Lassen, Riese, Arndt und Schlegel. Zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache begab sich Zähringer an die Akademie in Genf. Einen Teil seiner Studienkosten mußte er sich durch Privatunterricht selber verdienen.

Seine Neigung führte Zähringer ins Lehramt der Mittelschule, das er, mit vorzüglichen Ausweisen versehen, an der Bezirksschule Aarburg mit Geschichte und Geographie betrat. Nach zwei Jahren siedelte er an die Bezirksschule Baden über, wo er von 1850 bis 1859 in Arithmetik, Geometrie, technischem Zeichnen, zuweilen aber auch in Französisch, unterrichtete und Turnen gab. In Baden arbeitete sich Zähringer gründlich ins gesamte Schul- und Erziehungswesen ein und veröffentlichte in den Beilagen zu den Schulberichten einige wertvolle Aufsätze, deren erste er reichlich aus den Werken der führenden Pädagogen belegte. Wie hätte der noch sehr junge Lehrer es sonst wagen können zu behaupten, in der Erziehung gebe es so viele Pfuscher, weil jeder sie zu verstehen glaube und sich berufen fühle, sie zu üben! Für Zähringer war die Erziehung die schwerste und höchste Kunst, ihr Objekt sei das Edelste, der Mensch, ein Steinklopfer sei noch kein Bildhauer. Er trat auch entschieden auf gegen alte landläufige Phrasen von guten und schlechten Lehrern, gegen die mittelalterliche Lehre von der Grundverdorbenheit des Menschen, der nur ausarte, wenn er sich vom wahren Christentum entferne. Von der Erkenntnis ausgehend, daß der Körper der Tempel des Heiligen Geistes, nicht aber ein Gefängnis der Seele sei, verlangte Zähringer einen sorgfältigen Turnunterricht und viel Turnspiel nach dem Vorbilde der Griechen. Die Wissensschule dürfe nicht überschätzt werden, da das ganze Leben hindurch drei Haupterzieher am Menschen arbeiten: die Natur, die Schicksale und andere Menschen. Nicht weniger Mut brauchte es zur Ablehnung der Staatspädagogik und damit zur Kritik an der Staatsschule in einem Kanton, der weitgehend auf dieser aufge-